Gewissensfreiheit und Duldung in der Aufklärungszeit

Von

Jos. Feiner

Leipzig
Verlag von Gustav Engel
1919

<36635264570010

Gewissensfreiheit und Duldung in der Aufklärungszeit

Von

Jos. Feiner

Mit einem Geleitwort von

Professor Dr. Gotthold

Leipzig
Verlag von Gustav Engel
[redacted]
1919

Druck von Ernst Klöppel, Quedlinburg.

„Die Voraussetzung für Geistes-
freiheit sind freie Geister.“

Ludwig Fulda.

Mein lieber Freund!

Sie wünschen, daß ich Ihrer Schrift ein Geleitwort mit auf den Weg gebe. Gern folge ich Ihrem Wunsche, denn was gibt es Höheres im Menschenleben als Gewissensfreiheit und Duldung, was Edleres, als für sie beide mit aller Kraft, mit einem ganzen Leben einzutreten!

Wer aus den Lehren der Vergangenheit der Jetztzeit einen Spiegel vorhält, der arbeitet im Dienste der Menschheit, der tritt mit heißem Bemühen ein für die Höherentwicklung seiner Zeitgenossen in der frohen Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.

Diese Zuversicht hat Ihnen die Feder in die Hand gegeben; mögen Sie an sich und durch Ihre Schrift das Wort unseres Goethe immer mehr erfahren:

„Was ist das Heiligste? Das, was heute und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

Frankfurt a. M., im Mai 1914.

Ihr

Gotthold.

Inhaltsübersicht.

Der Weg der Menschheit weist vorwärts, höhenwärts. Mag auch zuzeiten infolge äußerer und innerer Hemmnisse der Glaube an das Höchste, die Sehnsucht nach Vervollkommnung und Veredelung erstorben sein, überraschend und unvermutet bringt ein neuer Geistesfrühling die Keime zur Entfaltung, die trotz Wintersnot und Wintersturm das geistige und seelische Leben der Nation erhalten haben. Der weckende Ruf des großen Geistes findet merkwürdigerweise dann seine Resonanz im Volke, wenn der Niedergang vollendet ist, wenn politische und religiöse Versunkenheit alles geistige Sein ertötet zu haben scheinen. Dann steigt allgemach die Empfindung auf, daß der Mensch zu Besserem geboren als in tierischer Lust seiner Begierde zu frönen oder im Kriege aller gegen alle die Erde mit Blut zu tränken.

Noch verderblicher als der lange, verwildernde Dreißigjährige Krieg waren für Deutschland seine Folgen. Während in den anderen Kulturländern Europas die Renaissance zu schöpferischen Taten anreizte, versumpfte in Deutschland das geistige Leben, soweit es sich nicht in theologischen Streitigkeiten betätigte, vollständig. Was weitblickende Männer, wie Erasmus und Melanchthon, befürchtet hatten, daß mit der steigenden Übermacht der neuen Theologie eine schlimme Barbarei einkehren werde, erfüllte sich. Die Geschichte der deutschen Wissenschaft ist während eines langen Zeitraumes eine Geschichte stetigen Rückschrittes. Nur zu wahr ist darum das Wort Carl Adolf Menzels: „Zu derselben Zeit, da die Engländer, Franzosen und Niederländer um bürgerliche Freiheit, um Volkstum und Staatstum kämpften, regte sich im Deutschen Haß und Begeisterung nur, wo es sich um Sieg oder Niederlage seiner Kirchenpartei handelte."

Die Fessel, welche die Theologie dem deutschen Geistesleben geschmiedet hatte, konnte nur durch stärkere Mächte gesprengt werden. Als solche erwiesen sich das erwachende Nationalgefühl und die eindringende fremde Bildung. Letztere

insbesondere führte die Elemente mit sich, die wir als wertvoll und grundlegend im Bildungsleben erachten und die wir in folgendem darum aus der Menge der Werte hervorheben wollen. Es sind dies die großen Gedanken der Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldung, die nur auf dem Boden vorurteilsloser Wissenschaft und umfassender Bildung erwachsen können.

Holland, England, Italien und Frankreich erzeugten in Hugo Grotius, Descartes, Spinoza, Bayle, Bacon, Locke, Newton, Giordano Bruno, Galilei, Voltaire, Montesquieu und dem ganzen Stabe der französischen Aufklärer die Geister, die die Philosophie und die Theologie aus engen Banden erlösen und der Wissenschaft als allgemeine Bildung Anteilnahme und Förderung in den breiten Schichten des Volkes verschaffen sollten.

Beeinflußt durch jene Denker entrissen auch in Deutschland Pufendorf, Thomasius und Leibniz den Geisteswissenschaften die scholastische Gewandung und erzielten eine umso stärkere Wirkung, als das Genie Friedrichs des Großen in der Folgezeit durch Lehre und Beispiel ihnen wegbahnend das Prinzip religiöser und philosophischer Freiheit zum unverrückbaren Fundament deutschen Geisteslebens mauerte, als seine gewaltigen kriegerischen und staatsmännischen Erfolge das versunkene nationale Empfinden in Leben, Wissenschaft und Dichtung zu neuer Blüte emportrieben. Wie sehr auch künftig die Nation sich auf ihrem Wege verirrt, das Ziel steht fest für alle Zeiten. Es bedarf nur des Ansporns des führenden Geistes, um die träge Masse aus Irrungen und Wirrungen wieder auf die ihr gemäße Bahn zu leiten. So kann denn auch in der Gegenwart der Blick auf die Vergangenheit nur Ansporn sein zur Arbeit an der Zukunft.

„Auf Lessing zurückgehen heißt vorwärtsschreiten". Die unverlierbaren Geisteswerte, die in der Zeit, die zwischen Geburt und Tod Lessings und seines ihm innig verbundenen Freundes Moses Mendelssohn in der deutschen Literatur geprägt worden sind und die als deutsche Aufklärungsarbeit durchgreifende Wirkung erzielt haben,

der Gegenwart vor Augen führen, heißt darum für den Fortschritt wirken.

Die „Idee der Toleranz", welche der Grundgedanke und der Abschluß der gesamten deutschen Aufklärung wurde, ist aus dem Geist der freien Forschung geboren, der von Baco von Verulam und Giordano Bruno bis auf Kant die Philosophen antrieb, der Denkfreiheit die solange vorenthaltene Herrschaft über die Geister zu sichern. Wenn Aufklärung nach dem Worte des großen Königsberger Philosophen „der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit" ist, so darf als der Urgrund alles Strebens und Forschens der großen Geisteshelden des 16., 17. und 18. Jahrhundert die humane Absicht erkannt werden, „die Unmündigkeit des Geistes zu beseitigen, den Autoritätsglauben zu brechen, den Rost einer altgewordenen Tradition in allen Gebieten der Wissenschaft hinwegzublasen, in dem Tempel der Natur den Aberglauben zu stürzen und dem Erkennen und der Aufklärung einen Altar zur Ehre Gottes und zu seiner Anerkennung zu errichten." (Tobias Cohn.)

Die auf diese Weise vollzogene Harmonie des Geistes der Religion — selbst bei den Skeptikern wie Hume und Bayle herrscht hohe Verehrung der Religion und Demut des Sinnes vor dem Unbekannten — mit dem Geiste freier wissenschaftlicher Forschung mußte sänftigend auf das kirchliche Leben wirken und nach den bösen Erfahrungen der langen Religionskriege und kirchlichen Streitigkeiten in edlen und verständigen Geistern den Wunsch erzeugen, den dem Gedeihen und der Entwicklung der Menschheit so verderblichen Hader zu enden; der Begriff und die Pflicht religöser Duldsamkeit faßte in den Gemütern Wurzel.

Schon der Vorläufer des Rationalismus, Johann Conrad Dippel (1673—1734), hatte es gewagt, in seiner Schrift „Ein Hirt und eine Herde" unbedingte Duldung und Religionsfreiheit zu fordern. Unter seinen Grundansichten ist die folgende bemerkenswert: „Die wahre Kirche ist die Gemeinschaft der From-

men. Wie die Christen, so können auch die Heiden, Juden und Türken an derselben teilnehmen und durch die Erweckung des innerlichen Lichtes zur Nachfolge Christi geführt werden."

Die Versuche zur Kircheneinigung, denen Leibniz (1646 bis 1716) seine große geistige Kraft lieh, entsprangen allerdings rein staatsmännischen Erwägungen. Leibniz wollte die Einheit, „weil er die Entwicklung der Menschheit als eine einheitliche erfaßt und die großen Vorteile einer einheitlichen Kirche für den Frieden Europas und für den ungestörten Fortgang der Bildung erkannt hatte." Die Beweggründe für die Einheit waren sonach in erster Linie rein weltliche und äußerliche. So mußte der Plan zerschellen, weil jene Zeit (auch die heutige leider nicht) für den idealen Gedanken, wenn auch nicht einer Kirchengemeinschaft — ein solche ist wegen der Wesensverschiedenheit der religiösen Auffassungen undenkbar —, so doch einer inneren, aufrichtigen Harmonie aller religiös gestimmten Seelen nicht reif war. Der große Philosoph mußte selbst erkennen, daß die Erfüllung seines hohen Strebens nur in einer besseren Zukunft zu erwarten war. Er sagt darüber: „Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich von dem Einigungsgeschäfte nichts mehr. Die Sache wird sich einmal von selbst vollziehen (ipsa se res aliquando conficiet)." Dennoch war die Saat, die Leibniz ausgestreut hatte, nicht verloren. Die Überzeugung, daß die religiöse Sonderung die Menschheit nicht spalten und entzweien dürfe, wurde Gemeingut der Edlen und Besseren. „Das Losungswort des 17. Jahrhunderts war Kirchenfriede und zwar wesentlich als festgeschlossene Einheit, als Aufhebung der trennenden Unterschiede gedacht. Das Losungswort des 18. Jahrhunderts war Fortbestehen und Gewährenlassen der Verschiedenheit, milde gegenseitige Duldung." (Hettner.)

Durch die Freiheit seines Geistes und durch die Unerschrockenheit und Tatkraft seines Charakters wurde Christian Thomasius (1655

bis 1728), der Gründer der Universität Halle, ein Befreier der Menschheit. Der von Hugo Grotius und Pufendorf aufgenommene Kampf für das Naturrecht gegen die Anmaßung der Theologie wird von ihm energisch fortgeführt und dadurch auch der freieren Auffassung in religiösen Dingen die Berechtigung gesichert. Wie er schon in seiner „Wissenschaft das Verborgene des Herzens zu erkennen" die Freiheit rühmt, „die allem Geist das rechte Leben gibt und ohne welche der menschliche Verstand, möge er sonsten noch so viele Vorteile haben, gleichsam tot und entseelt zu sein scheint", so hat er auch in seinen Werken „Problema, an haeresis sit crimen" und „De iure principum circa haereticos" religiöse Duldsamkeit laut und eindringlich gefordert. In allen Dingen, die die Seligkeit des Menschen angehen, so lehrt Thomasius, soll der einzige Richter das Gewissen des einzelnen sein. Die Bürgschaft dieses unverlierbaren Menschenrechts erblickt er in der unbedingten Oberhoheit des Staates über die Kirche, verlangt aber vom Staat, daß dieser sich nun seinerseits lediglich mit der Erhaltung des äußeren Friedens bescheide, denn der Staat habe ebensowenig wie geistliche Ministerien, theologische Fakultäten, Synoden oder Konzilien das mindeste Recht, gewalttätig in die Überzeugung oder Gesinnung der Menschheit einzugreifen. Thomasius, der an der Schwelle der Aufklärungszeit sein Leben beendete, hat nachhaltig auf die folgenden Geschlechter gewirkt. „Er eiferte mit dem Feuer religiöser Ergriffenheit gegen alle Hyperorthodoxie und dogmatische Rechthaberei und wurde ein Streiter für Licht und Freiheit. In unermüdlichem Kampfe stand er auf dem Ringplatze gegen die Greuel der Hexenprozesse und der Folter, und seinem Wirken ist es zuzuschreiben, daß jene allmählich schwanden und diese wenigstens milder wurde." (Tobias Cohn.) Wie Sokrates, den er als „das Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen" bezeichnete, hat auch er den Blick auf das wirkliche Leben gerichtet, hat auch er in tatkräftiger, aufopfernder Menschenliebe den Zweck seines Wirkens erkannt. Das unbestochene Zeugnis Friedrichs

des Großen, daß von allen Gelehrten, die Deutschlands Ehre verherrlichten, Thomasius neben Leibniz dem menschlichen Geiste die wichtigsten Dienste geleistet, spricht für seine Bedeutung. Und es war nur die allgemeine Stimmung des gesamten Zeitalters der Aufklärung, wenn Gedicke in der „Berlinischen Monatsschrift" (Januar 1794) sagte: „Thomasius bewirkte nach Luther die zweite, höchst nötige und äußerst glückliche Reformation, er ward ein Wohltäter seiner Zeit und der Nachkommenschaft. Wir alle verdanken ihm einen großen Teil unserer intellektuellen und moralischen Glückseligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den schmählichen Ketten der Vorurteile und des Aberglaubens."

Den Fortschritt, den die Freiheit und die Tiefe der deutschen Wissenschaft in diesen Jahrzehnten erzielt hatten, bezeichnet das Prinzip, nach welchem die im Jahre 1734 errichtete Universität Göttingen geleitet werden sollte. Der Gründer und Kurator der Universität, Gerlach Adolf von Münchhausen, stellte die Grundbedingung auf, daß alle übergreifende Oberaufsicht der theologischen Fakultät von der jungen Stiftung fernbleibe. Die theologische Fakultät, so bestimmte Münchhausen in einem von E. Rößler mitgeteilten Gutachten, sei nicht mit Männern zu besetzen, die die libertatem conscientiae samt der Toleranz als unleidlich ansehen, wodurch nichts als unnötiger Streit und innerliche Unruhe zu entstehen pflegen.

Durch den Sieg der Wolffschen Philosophie, die die alte Scholastik von Grund aus gestürzt und wissenschaftliche Freiheit und Selbständigkeit eingebürgert hatte, wie ferner durch die Gründung der „Moralischen Wochenschriften", die die Volksbildung zu fördern suchten, war dem Bemühen der Dichter, philosophischen Gedanken und Stimmungen ihres Zeitalters dichterischen Ausdruck zu geben, das Verständnis angebahnt. In den Lehrgedichten Albrechts von Haller, in den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben", 1729, in dem Gedicht „Von

der Falschheit menschlicher Tugenden", 1730, in dem Gedicht „Über den Ursprung des Übels", 1734, gären und grollen jene höchsten Fragen über Religion und Sittlichkeit, welche Leibniz, Wolff und die englischen Freidenker in die ringende Menschheit geworfen hatten und die als Zeugnisse religiöser und philosophischer Freiheit die Versöhnung der Volksgenossen auf dem Grunde der Vorurteilslosigkeit und der Menschenliebe förderten. Verschwiegen darf dabei nicht werden, daß Haller in seinen Altersschriften, in den politischen Romanen, zum Beweise seiner „reumütigen Rückkehr" „wider die unersättlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger und wider die allgemeine Gleichheit der Menschen" eiferte.

Für Hallers Ankämpfen gegen Fanatismus und Unduldsamkeit spricht nachfolgendes, scharf formuliertes Gedicht:

Traut nicht dem schlauen Blick der demutsvollen Mienen,
Den Dienern aller Welt soll doch die Erde dienen.
War nicht ein Priester stets des Eigensinnes Bild,
Der Göttersprüche redet, und wenn er spricht, befiehlt?
Trennt nicht die Kirche selbst sich über den Kalender?
Der Abends-Heiliger verbannt die Morgenländer.
Läßt Märt'rer in den Streit auf andere Märtyrer gehn
Und Infuln in dem Feld vor Feindes Infuln stehn.
Den Bann vom Niedergang zerblitzt der Bann aus Norden.
Die Kirche, Gottes Sitz, ist oft ein Kampfplatz worden,
Wo Bosheit und Gewalt Vernunft und Gott vertrieb
Und mit der Schwächern Blut des Zwiespalts Urteil schrieb.
Grausamer Wüterich! Verfluchter Ketzereifer!
Dich zeugte nicht die Höll' aus Zerbers gelbem Geifer,
Nein, Heil'ge zeugten dich, du gärst in Priesters Blut,
Sie lehrten nichts als Lieb und zeugten nichts als Wut.

Von größerer Bedeutung als Haller und der ihm zu gleichem Streben verbundene Hagedorn für die sittliche und geistige Volks-

bildung wurden Rabener und Gellert. Während aber ersterer die „rebellischen Gedanken" in das Gewand der Satire kleidete und dadurch anziehend, aber weniger tief wirkte, wurden Gellerts Schriften vermöge des „guten und empfindlichen Herzens", das aus ihnen spricht, für lange Zeit das Fundament der sittlichen Kultur der Deutschen, wie Goethe von ihnen in „Dichtung und Wahrheit" rühmt. Mit dieser Güte harmoniert seine religiöse Milde und Duldsamkeit, von der die meisten seiner Zeitgenossen noch sehr weit entfernt waren. Sie läßt ihn in dem „Leben der schwedischen Gräfin" den sibirischen Juden als einen der edelsten Menschen schildern. „Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewalttätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten und sie nicht oft durch unsere Aufführungen nötigten, unsere Religion zu hassen."

Die Forderungen, welche in der Aufklärungszeit als leitende Grundsätze der öffentlichen Denkart und Erziehung in das Leben eingeführt wurden, werden von Gellert bereits eindringlichst ausgesprochen. Von ihrem ersten Religionsunterricht schreibt die Gräfin: „Mein Vetter brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei und überzeugte mich von den großen Vorteilen der Tugend. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtnis als in den Verstand zu prägen. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand ebenso vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert."

Gellert, dem von hoch und niedrig Anerkennung und Verehrung gezollt wurde, hatte im Volke wiederum die Empfindung für den Zusammenhang der Literatur mit dem Leben geweckt; die Literatur war lebendige Volkssache geworden. So bahnte der Dichter den ihm folgenden größeren Geistern den Weg, so hat er den Heroen der Aufklärung in wirksamster Weise vorgearbeitet.

Das Zeitalter der deutschen Aufklärung wird von Kant als das Jahrhundert Friedrichs des Großen bezeichnet. Trotzdem der große König den Bewegungen der deutschen Bildung teilnahmlos gegenüberstand, ist er durch seine religiöse und politische Denkweise doch ihr mächtigster Förderer geworden. Schon als 24jähriger Prinz spricht Friedrich in seiner ersten Schrift Gedanken aus, die den Fastenpredigten, welche Massillon auf Befehl des Regenten dem 9jährigen König Ludwig XV. gehalten hatte, fast im Wortlaut gleichen. Die Schrift führt den Titel: „Considérations sur l'état du corps politique de l'Europe“ und verbreitet sich in vorbildlicher Weise über Regentenpflichten und Regententugenden. „Die Fürsten sollen wissen, daß ihre falschen Grundsätze die Giftquellen aller Leiden Europas sind. Die meisten Fürsten sind der Meinung, daß Gott lediglich aus einer ganz besonderen Rücksicht auf ihre eigene Größe, Glückseligkeit und Eitelkeit jene Menschenmassen geschaffen habe, deren Heil ihnen anvertraut ist, und daß ihre Untertanen nur dazu bestimmt seien, die Werkzeuge und die Diener der fürstlichen Leidenschaften zu werden. Daraus entspringt jene Sucht nach falschem Ruhm, die heftige Gier, alles an sich zu reißen, die Härte der Auflagen, mit denen sie das Volk belasten, ihre Trägheit, ihr Hochmut, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entwürdigen. Wollten die Fürsten sich dieses ersten Irrtums entschlagen und mit Ernst auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf welchen sie so sehr eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu Sklaven eines einzelnen gemacht haben, damit dieser nur umso furchtbarer und mächtiger werde, daß sie sich nicht einem ihrer Mitbürger unterworfen haben, um das Opfer seiner Launen und der Spielball seiner Willkür zu werden, sondern daß sie denjenigen aus ihrer Mitte erwählt haben, den sie für den Gerechtesten zum Regieren, für den Besten zum väterlichen Walten, für den Menschen-

freundlichsten zu Trost und Abhilfe in der Not, für den Tapfersten zur Abwehr der Feinde, für den Weisesten zur Vermeidung zerstörender Kriege, für den Fähigsten zur erfolgreichen Behauptung und Vertretung der Staatsgewalt erkannten."

Dieselbe Anschauungsweise tritt im „Antimacchiavel" auf, dessen Schlußformel lautet: „Der Fürst ist nicht der unumschränkte Herrscher, sondern nur der erste Diener des Volkes".

Friedrich war nicht bloß Theoretiker, er suchte wie Marc Aurel ein Beglücker seiner Völker zu werden und rechtfertigte durch sein Tun die Lobeshymne, mit der einer der edelsten und freisinnigsten Männer dieses Zeitalters, Johann Michael von Loen, seine Thronbesteigung begrüßte: „O glückselige Zeiten, wenn diejenigen, welche die Vorsehung berufen hat, Häupter und Regierer der Völker zu sein, die Tugend liebgewinnen und ihr Vergnügen in der Weisheit, in den Wissenschaften und in der Glückseligkeit anderer Menschen, welche ihrer Sorgfalt anvertraut sind, zu suchen beginnen. Wir würden dadurch bald die Zeiten der Titus und Antonine erleben. Die Wildheit, die Grausamkeit, die Tyrannei würden unter den Menschen aufhören. Die Leutseligkeit, die Gerechtigkeit und die allgemeine Menschenliebe würden sich immer mehr und mehr ausbreiten. Wir würden das Schöne und Gute in dem Gegensatz des Häßlichen und Bösen deutlich unterscheiden, jenes lieben und dieses verabscheuen lernen. Unsere ganze Staatskunst würde darin bestehen, die Ordnung des großen Schöpfers nachzuahmen. Wir würden uns einander glücklich zu machen suchen, so wie eine ewig zu verabscheuende Bosheit beschäftigt ist, andere zu beleidigen und unglücklich zu machen."

Nach den gewaltigen politischen Errungenschaften seiner ersten Regierungsjahre war der König bemüht, seine hohen Ideale von Recht und Freiheit zu verwirklichen, getreu dem Worte, das er Jordan schrieb: „Ich habe getan, was ich dem Ruhm meines Volkes schuldig zu sein glaubte, jetzt will ich tun, was ich seinem Glücke schulde." *Die unbedingteste Denk- und Gewissens-*

freiheit wurde vollendete Tatsache. Die staatliche Religionsfreiheit wird mit folgenden, auch in der Gegenwart noch beherzigenswerten Worten gefordert und begründet: „Es gibt Länder, in denen alle Bürger dieselbe Religion haben. Es entsteht daher die Frage: Ist eine solche Einheit zu erzwingen oder kann man jedem unbeschränkt seine eigene Denkweise gestatten? Mürrische Staatsmänner werden euch sagen: Jeder Mann muß dieselbe Überzeugung haben, auf daß nichts die Bürger voneinander trenne. Der Theologe wird hinzufügen: Wer nicht denkt wie ich, ist verdammt, und es ziemt sich nicht, daß mein König ein König über Verdammte sei. Darauf ist zu antworten, daß eine solche Einheit schlechterdings unherstellbar ist. Man kann einen armen Teufel zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, welchem sein Inneres widerstrebt; was aber hat der Verfolger damit gewonnen? Steigt man auf den Ursprung der Gesellschaft hinab, so ist klar, daß der Souverän kein Recht hat über die Denkart der Bürger. Ist es nicht ein Wahn, sich einzubilden, daß die Menschen zu einem von ihresgleichen gesagt haben sollen: Wir überheben dich über uns, weil wir die Knechtschaft lieben, und wir geben dir Macht, unsere innersten Gedanken und Empfindungen zu lenken ganz nach deiner Willkür? Im Gegenteil, die haben gesagt: Regiere uns, verteidige uns, im übrigen verlangen wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest. Diese Willensmeinung ist unumstößlich. Und die allgemeine Duldung verbürgt das Glück des Staates. Wo der Kultus frei ist, ist jedermann ruhig. Religionsverfolgung dagegen hat noch immer den blutigsten Hader hervorgerufen."

Es war somit nur eine Konsequenz seiner Gesinnung, daß Friedrichs Gesetzgebung den Geist unbedingter Duldung atmete, der besonders aus dem berühmten Reskript vom 22. Juli 1740 hervorleuchtet: „Die Religionen müssen Alle tolleriret werden und mus der Fiscal nur das Auge darauf haben, das keine der anderen abrug tuhe, denn hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selig werden."

Im Entwurf eines „Allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten" aber finden sich folgende Bestimmungen:

§ 1. Der Glaube und der innere Gottesdienst sind kein Gegenstand von Zwangsgesetzen.

§ 2. Jeder Einwohner des Staates soll eine vollkommene Glaubens- und Religionsfreiheit genießen.

§ 3. Keiner ist schuldig, dem Staat von seinen Privatmeinungen in Religionssachen Rechenschaft zu geben oder Vorschriften darüber vom Staat anzunehmen.

§ 4. Jeder Hausvater kann seinen häuslichen Gottesdienst nach Gutfinden anordnen.

Die Denk- und Gewissensfreiheit Friedrichs des Einzigen, wie ihn die Kulturwelt zubenennen müßte, hat Preußens geistige und sittliche Größe begründet, wie es der hohe Geist eines Kant dankerfüllt vorausschauend ahnte: „Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit wenigstens von seiten der Regierung entschlug und jedem freiließ, sich in allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche unbeschadet ihrer Amtspflicht ihre vom angenommenen Symbol hier und da abweichenden Urteile und Einsichten in der Qualität der Gelehrten frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen, noch mehr aber jeder andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu kämpfen hat. Denn es leuchtet dieser ein Beispiel vor, daß bei der Freiheit doch für die öffentliche Ruhe und Einigkeit nicht das mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach

aus der Roheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten."

Wenn Friedrich, um bei all dem strahlenden Lichte auch der Schatten nicht zu vergessen, als Begründer einer Regierungsform, die man den „aufgeklärten Despotismus" nennt, in einzelnen Maßnahmen, wie insbesondere in der Unterdrückung der alten ständischen Gerechtsame in Schlesien und in der Nichtbestätigung der Wahl Moses Mendelssohns zum Mitgliede der Akademie, sich als Kind seiner Zeit und als vom Machtkitzel gestachelter Fürst erwies, so bleibt sein Charakter dennoch helleuchtend in der Geschichte des Geistes. So bleibt, um zum Schluß sein bedeutendstes Werk für die Erweckung und Fortbildung des deutschen Geisteslebens zu nennen, das preußische Landrecht, das in seiner ursprünglichen Fassung mit der französischen Erklärung der Menschenrechte von 1789 übereinstimmt, ein ewiges, unzerstörbares Denkmal des großen Förderers der Freiheit, der Aufklärung und der unverlierbaren Menschenrechte.

Konsequenter allerdings in Denken und Handeln als Friedrich ist der Streiter für die unverbrüchliche Idee des Rechtsstaates, Johann Jacob Moser. Selbst ein schweres und langes Martyrium vermochte es nicht, diesen Rechtskämpfer von der Geltendmachung seines Prinzips: „Recht ist bei mir Recht, Unrecht Unrecht, mag es meinen Herrn oder wen es will, betreffen" abzubringen. In seinem Buch „Von der deutschen Reichsstände Landen" kämpft er für das Volksrecht gegenüber der Willkür der Fürsten und spricht unumwunden und ungeschminkt jene Wahrheiten aus, welche ihm sein lebendiges Empfinden für Recht, Gesetz und Freiheit eingegeben haben. Das Charakterbild, das sein Sohn Friedrich Carl von Moser, ebenfalls ein Märtyrer seiner Überzeugung, in dem „Patriotischen Archiv für Deutschland" von dem Vater entwirft, ist treffend und für beide rühmlich: „Zu groß, um eines andern Sklave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter einer einzelnen Partei zu sein, leitete ihn in seinem Leben und in

seinen Ratschlägen nur das Gesetz und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfahrt. Diese allein erfüllten seine reine und edle Seele, diesen allein opferte er gleich entfernt von Furcht und Eigennutz alle andern Rücksichten von Dank und Undank, Lob oder Verfolgung, Vorteilen oder Leiden mit gleich standhafter Beharrlichkeit auf und wird dafür von Freunden und Feinden seiner Zeit, selbst von dem Fürsten, der ihn hart behandelt (Herzog Alexander von Württemberg) mit dem Ehrennamen des ganz ehrlichen Mannes belohnt. Ein Ruhm, den sein ganzes Leben durch eine Reihe von stets gleichen Handlungen verdient und den die Nachwelt noch mit dem unzerstörbaren Siegel der Wahrheit bekräftigen wird."

Johann Jacob Moser ist in Leben und Streben und Leiden nur seinem, allerdings einer früheren Zeit angehörigen, Landsmann Doktor Wilhelm Biener an die Seite zu setzen, der als ein Blutzeuge für der Menschheit unveräußerliche Rechte den Märtyrertod erdulden mußte. In dem nach archivarischen Quellen von Hermann Schmid bearbeiteten Roman „Der Kanzler von Tirol" finden wir folgende herrliche Betrachtung, die der geniale Staatsmann zur Rechtfertigung seines Tuns vor seinem Wege zum Schaffot aufzeichnete: „Welch heitere, lachende Gegend, durch die der Pfad meines Lebens dahinzieht. Und wohl mir, er ging offen und gerade, nirgends zu Winkelzügen verkrümmt, nirgends unter Täuschungen versteckt.

Ich bin für das Recht gestanden mein Leben lang, für das eine, ewig gleiche Recht, das nur den Menschen kennt und ihn nicht unterscheidet und abstuft nach Farbe, Gesinnung und Glauben. *Das Recht ist Duldung, ist zur Tat gewordene Liebe.* Ich habe guten Samen gestreut und dünge ihn mit meinem Blute — die Saat wird nicht vergeblich sein. Und wenn Jahrtausende über ihr hingezogen, einmal wird der Morgen tagen, an dem sie keimt. Mein Leben wird nicht verloren sein. Ich habe es der Wahrheit gewidmet, rückhaltlos und unerbittlich — auch über mich wird die Wahrheit zu Gericht sitzen."

Den gleichen Rechtseifer wie bei Moser finden wir wissenschaft-

lich begründet und durchdacht bei dem größten deutschen Denker dieser Zeit, bei Immanuel Kant. Nach ihm „verläßt der Mensch im Staate gänzlich die wilde, gesetzlose Freiheit, um seine Freiheit in einer gesetzlichen Abhängigkeit und in einem rechtlichen Zustand unvermindert wiederzufinden, weil diese Abhängigkeit nur seinem eigenen gesetzgebenden Willen entspricht." So fordert Kant, daß die Verfassung jedem Staatsbürger gewisse unveräußerliche Rechte garantiere: Freiheit, Gleichheit und bürgerliche Selbständigkeit, mit welch letzterer auch das Stimmrecht verbunden ist. Seine „Maximen des sittlichen Handelns" sind deshalb für ein staatliches Zusammenleben unter dem Prinzip der Gerechtigkeit und der Gleichheit aller berechnet. Besonders die eine: „Handle so, daß, wenn alle Menschen so handelten, es gut stehen würde um das Ganze."

Hoher Gerechtigkeitssinn, Liebe zur Wahrheit und Menschengüte leuchten auch aus der Schrift des schon genannten Johann Michael von Loen „Die einzige wahre Religion" hervor. Durch seine kernigen Ausführungen zog er sich den Unwillen bedeutender Gelehrter, wie Beumer und Baumgarten, sowie eines „ganzen Heeres von Geistlichen" zu, gegen die er sich in einem Nachwort unter Berufung auf die Bibel geschickt verteidigte. Ein kurzer Auszug aus dem eigenartigen Buche mag des Verfassers rühmliches Streben nach einer „Friedenskirche" illustrieren: „Der Frevel, über besondere Einsichten und Meinungen in göttlichen Dingen sich einander zu hassen und zu verfolgen, schien nur den Schülern des allersanftmütigsten und liebreichsten Lehrers eigen zu sein. Diejenigen, welche die Kinder des Friedens sein sollten, wurden die Kinder der abscheulichsten Zwietracht. Man mordete sich sogar einander über vorgegebene Irrtümer und falsche Lehrsätze. Ganze Völker wurden darüber aufgerieben und ganze Länder verwüstet.

Die Kirche seufzte lange unter diesem Verfall. Sie suchte sich von dem unerträglichen Joch der menschlichen Satzungen frei zu machen. Allein man schaffte nicht so bald ein Übel ab, so verfiel

man dagegen in andere, die noch schlimmer waren. Man kam vom Aberglauben auf den Hirnglauben. Aus Christen wurden Sophisten. Man zerteilte sich in so vielerlei Sekten, als Gelehrte waren, die eine besondere Meinung vorschlugen. Man vergaß darüber der alten Liebe und brachte Fragen auf die Bahn, die nichts anderes als Zank erzeugten und den Haß und die Feindschaft aufs äußerste trieben.

Den Juden führte man zum Feuer.
Den Ketzer als ein Ungeheuer
Verbannte man, ja was noch mehr,
Man hing ihn zu des Glaubens Ehr'.
Man sah oft selbst den Katholiken
Mit gleichem Haß und Unfall drücken.
Wer sollt' nicht einem Glauben trauen,
Der sich so eifrig lässet schauen!

Es geschehen viele Dinge in der Welt, davon man Mühe haben würde, die wahren Ursachen anzugeben. Ein ganzes Volk streitet öfter für die Rechte eines Fürsten, welche es garnicht versteht. Und es würgen sich oft hunderttausend Menschen untereinander, ohne zu wissen warum und was eigentlich zu solchen mörderischen Handlungen hat Anlaß gegeben.

So geht es auch mit unseren Religionsstreitigkeiten. Man wird aufgebracht gegen andere Glaubensgenossen, und man fürchtet sich, nicht rechtgläubig genug zu sein, wenn man sich nicht eifrig und grausam gegen die vermeinten Ketzer gezeigt. Man frage nicht die Verfolger, worinnen die vermeinten Irrtümer und Ketzereien dieser Leute bestehen. Ich fürchte, wenn ein jeder seine Meinung darüber entdecken sollte, so würden vielleicht noch ärgere Irrtümer und Ketzereien herauskommen .... Wer zeigt uns unterdessen bei so vielerlei Verwirrung und Widerspruch den Weg zur Wahrheit? Unparteiische, gottesfürchtige und weise Männer? Wo sind diese? Es finden sich freilich welche. Allein, warum sollten sie dem gemeinen und einmal privilegierten Wahn widersprechen und sich der Wahr-

heit zu Gefallen allerhand Verdrießlichkeiten über den Hals ziehen? Wer will es gern mit solchen Leuten aufnehmen, die auf Moses Stuhl sitzen und denen anvertraut ist, was Gott geredet hat?

Ich muß demnach, wenn ich anders in einem Land für rechtgläubig will gehalten sein, mich zu der darin aufgenommenen Religion bekennen? Ist dieses aber nicht ein Werk des bloßen Zufalls, daß ich mich in diesem oder jenem Land befinde? Kann denn ein bloßer Zufall mir einen hinlänglichen Beweis von der Wahrheit und Gewißheit der Religion geben? Muß ich nicht, um von der Wahrheit der im Lande angenommenen Religion überzeugt zu sein, solche notwendig prüfen? Man gibt mir dieses zu. Allein, wenn ich nun alles auf das Beste untersucht und geprüft habe, ist mir dann hernach auch erlaubt, meiner eigenen Einsicht zu folgen und dasjenige nicht zu glauben, was in einem Lande zu glauben eingeführt ist? Nein, sagt man, dieses gilt nicht. Und warum nicht? Weil es einmal ausgemacht ist, daß die im Land eingeführte Religion die einzige wahre Religion sei. Ist dieses, so kann ich mir die Mühe sparen, ihre Lehre zu untersuchen. Es glaubt sich viel gemächlicher, wenn man nichts untersuchen darf. Man vermeidet dadurch allen Verdacht der Ketzerei und darf sich nicht von der lieben Klerisei deswegen öffentlich ausschelten lassen. Man kommt zu Ehren und Ämtern und wird gewiß selig gepriesen, wenn man stirbt. Man glaube demnach, was in einem Lande Mode ist zu glauben, und wenn man es auch gleich nicht so genau weiß, so sage man es doch. Man wird uns loben und unser Glück befördern helfen. Die Stimme der Priester ist die Stimme des Volkes, sie wählten sogar die Kaiser, und noch wählte man keinen, der einen ketzerischen Glauben hat.

Es ist kein Wunder, daß diese Dinge einen ehrlichen Mann abschrecken, einen Religionsprüfer mit einem freien Geist abzugeben und darüber seine Meinung zu sagen. Was habe ich aber unterdessen für eine Gewißheit, daß die im Lande eingeführte Religion auch die wahre allein seligmachende sei? Ich streiche kaum ein wenig über die Grenzen, so finde ich ein ganzes Volk, welches sie ordentlich ver-

dammt. Was soll ich sagen? Sind wir in unserem Lande allein klug? Sind unsere Nachbaren allein Toren? Mit nichten, sie sind so vernünftig wie wir. Sie führen Gründe an, sie machen Schlüsse und beweisen nach ihrer Art, daß nicht wir, sondern sie die wahre Religion hätten. Wie, wenn sie nun recht hätten? Die Sache ist nicht unmöglich. Sind wir nicht Menschen? Können wir nicht samt unsern Geistlichen irren?"

Die deutsche Dichtung in ihrem Ringen und Mühen, sich von dem auf ihr lastenden fremden Einfluß zu befreien, hatte ihren Beruf, das Menschheitsideal zu verkünden, noch nicht erkannt. So kam auch der große Wiedererwecker der deutschen Poesie, Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803), erst in der letzten Periode seines Schaffens, erfüllt und ergriffen von den politischen Ereignissen jener Zeit, dem großen amerikanischen Freiheitskriege und der gewaltigen französischen Revolution, wieder zu lebendiger Anteilnahme an der Lösung der Menschheitsfragen. Friedrichs des Großen zunehmenden Despotismus schmäht er heftig, Josephs II. hochsinnigen Freiheitsbestrebungen aber jauchzt er entgegen, so in der Ode „An den Kaiser" (1781) (nach der Veröffentlichung des Toleranzediktes):

Du rufst den Priester wieder zur Jüngerschaft
Des großen Meisters, machest zum Untertan
Den jochbeladenen Landmann und zum
Menschen den Juden . . . . . .

„Dem fürstlichen Weisen" Karl Friedrich von Baden, der nach vielen anderen landesväterlichen Taten vor kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben hat, widmet Klopstock 1784 sein Bardiet „Hermann und die Fürsten" und „rührt wie von Daniens Friedrich, so auch von Badens Friedrich mit zitternder Hand die Saite". In begeisterter Weise preist er die ersten Regentenhandlungen des russischen Zaren Alexander, verherrlicht er die französische Revolution, dabei bedauernd, daß es nicht Deutschland ge-

wesen ist, welches der Freiheit Gipfel erstieg, daß das Mutterland der Kirchenreformation nicht auch die Wiege der politischen Freiheit geworden. Nur halb tröstet ihn darüber der Gedanke, daß „wenn nicht Deutschland der beschorenen Despoten Joch einst zerbrach, das der gekrönten nicht zerbrochen sein würde“. Klopstock läßt dabei aber, wie man sieht, erbittert über Friedrichs des Großen Verachtung der deutschen Literatur, der kulturellen Wirksamkeit des Königs wenig Gerechtigkeit widerfahren, wie er auch die Bedeutung seiner Eroberungskriege durchaus verkennt. Demgegenüber muß auf Hettners feinsinnige und treffende „Beziehung zwischen Krieg und Kultur“ hingewiesen werden: „Steht der siebenjährige Krieg am Eingang des goldenen Zeitalters unserer Literatur wie die großen Perserkriege am Eingange des großen perikleischen Zeitalters, so kommt dies nur daher, weil er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, ein Krieg und Sieg der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsternis und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesamten deutschen Sitte und Denkart war.“ Der Bann, der auf dem Denken und Empfinden des deutschen Volkes lag, wurde durch jene große Begebenheit gebrochen und damit der Poesie wieder zu neuem, gesundem Leben verholfen. Nachdem sie in ihrem höchstem Aufschwunge den Menschen über alles Irdische weit hinausgehoben, war sie umso tiefer hinabgestiegen in die Abgründe der Sinnlichkeit, in das Reich schrankenloser Herrschaft egoistischer Triebe. Nun aber erwuchsen und erstarkten Kultur und Wissenschaft in dem Bewußtsein politischer Machtstellung, was der Herold der neuen Zeit, der Begründer der gewaltigen Einfluß ausübenden Literaturbriefe, Friedrich Nicolai, bezeugt, wenn er in einem Bericht des „Göttinger Magazins“ hervorhebt, es sei der siebenjährige Krieg gewesen, welcher „alles mit Enthusiasmus“ angespornt habe. Friedrichs Wort und Tat wirkten sogar auf seine persönlichen Gegner. Sie wurden seine Schüler und Nachahmer, die in rührigem volksfreundlichen Streben eine bessere Zukunft der Menschheit erbauen

wollten. Wir brauchen nur Fürsten wie Joseph II., Max Joseph von Bayern, Karl Friedrich von Baden, Leopold Friedrich Franz von Dessau, Herzog Ernst von Gotha, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Kurfürst Friedrich August von Sachsen, Karl August von Weimar, die Erzbischöfe von Bamberg, Würzburg, Mainz, Cöln und Münster zu nennen. Und die Empfindung, daß die Menschheit im Aufsteigen begriffen sei, daß das Band gemeinsamen Strebens Fürst und Volk umschlinge, erzeugte ein Glücksgefühl, das alle Verhältnisse des Lebens weihte. Geradezu unfaßbar für unser heutiges, ernüchtertes, „fortgeschrittenes" Geschlecht sind Zustände, wie sie in einer aus dem Jahre 1784 stammenden Gedächtnisurkunde geschildert werden, die am 3. November 1856 in dem behufs einer Ausbesserung herabgenommenen Turmknopf der Margarethenkirche zu Gotha gefunden wurde. Nach Joh. Scherr „Schiller und seine Zeit" lautet sie: „Unsere Tage füllten den glücklichsten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiser, Könige und Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Untätigkeit lebten, werden dem Staate geschenkt. Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin, Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen, und tief dringen unsere Blicke in die Werkstatt der Natur. Handwerker nähern sich gleich den Künstlern der Vollkommenheit. Nützliche Kenntnisse keimen in allen Ständen.

Hier habt ihr eine getreue Schilderung unserer Zeit. Blicket nicht stolz auf uns herab, wenn ihr höher steht und weiter seht als wir. Erkennet vielmehr aus dem gegebenen Gemälde, wie sehr wir mit Mut und Kraft euren Standort emporhoben und stützten. Tut für eure Nachkommenschaft ein gleiches und seid glücklich!"

Die in dieser Urkunde geschilderten Zustände sind das Ergebnis einer geistigen Schaffensperiode, deren monumentalen Abschluß und damit zugleich den Abschluß des gesamten Aufklärungszeitalters Lessings „Nathan der Weise“ bezeichnet.

Die Männer, welche neben dem Dichter des „Nathan“ unter dem „Enthusiasmus“, den die kriegerischen Erfolge und die ragende Persönlichkeit Friedrichs des Großen auslösten, an die Spitze der deutschen Aufklärungsliteratur traten, Mendelssohn, Abbt, Nicolai, Garve u. a., haben nicht so sehr in tiefgründigen wissenschaftlichen Werken als in dem Einfluß, den sie durch ihr Denken und Arbeiten auf das Leben der Nation zu gewinnen suchten, das Ziel ihres Strebens erblickt. Daher richtete sich, wie es im „Nathan“ am deutlichsten zutage tritt, ihr Kampf gegen alles, „was in den Meinungen und Gesinnungen der Menschen, in den Zuständen und Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft dem neuen, vorwärtsstrebenden Geist der religiösen Freiheit und Aufklärung als verderblicher Überrest vergangener Jahrhunderte hemmend entgegentritt.“ Ihre Angriffe galten nicht, wie die der französischen Aufklärungsphilosophen, dem Christentum selbst, sondern nur dem herrschsüchtigen Kirchentum. Treffend bezeichnet Resewitz den Kern dieser Bestrebungen in einer Besprechung der Predigten des Hamburger Hauptpastors Götze in der „A l l g e m e i n e n d e u t s c h e n B i b l i o t h e k“, wenn er sagt: „Wir wollen der I n t o l e r a n z, diesem Ungeheuer, das alle Religion vertilgt, entgegengehen, wir wollen Meinungen, Vorurteile und Aberglauben, welche nach unserer Ansicht dem wahren Christentum schädlich sind und am meisten Freigeisterei veranlaßt haben und noch veranlassen, zu vertilgen suchen. Wir wollen auf das verschiedene Gesicht theologischer Lehrsätze aufmerksam machen, wir wollen die Übereinstimmung unserer Glaubenslehre mit der menschlichen Natur ins Licht setzen“. So durfte Nicolai von sich rühmen, er habe es sich in allen seinen Schriften zum besonderen Zweck gemacht, „hierarchische Unterdrückung, Bigotterie und Aberglauben unverrückt zu bestreiten und die Rechte der Vernunft und die Freiheit zu denken

aufs freimütigste zu verteidigen". So schreckte Mendelssohn, selbst einer schmählich geknechteten Religionspartei angehörend, trotz der angeborenen Schüchternheit seines Naturells nicht vor der dringenden Forderung völliger Trennung von Staat und Kirche zurück und stellte mit dieser unabweislichen Forderung ein Ziel auf, an dessen Verwirklichung wir noch heute arbeiten. Noch Größeres erstrebten und erzielten aber die drei Freunde Lessing, Mendelssohn und Nicolai, als sie sich zu gleichem Wirken verbanden, als sie in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" ein Organ schufen, das nicht nur tiefen und nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der Dichtung gewonnen, das auch der religiösen und philosophischen Aufklärung mit reichem Nutzen gedient hat. In den „Literaturbriefen" verstehen es besonders die beiden Kämpen Lessing und Mendelssohn geistvoll und tapfer das literarische Gewissen der Zeit zu wecken und das öffentliche Leben mit ihren hohen Ideen über Recht und Wahrheit zu durchdringen. Als Dokumente der Vorurteilslosigkeit mögen einige dieser Briefe hier eine Stelle finden.

35. Brief.

„Ich bin ebenso neugierig wie Sie auf die deutsche Übersetzung der Mischna, die der Herr Kapellan Rabe in Ansbach hat ankündigen lassen. Aber aus einem ganz anderen Grunde. Ich erwarte etwas ganz anderes, als Sie zu erwarten scheinen. Wir wollen sehen, wessen Vermutung eintreffen wird.

Sie beurteilen das Werk nach dem gemeinen Begriff, den wir uns von dem Talmud zu machen pflegen, und belustigen sich schon im voraus an den albernen Märchen und ausschweifenden Fratzen, daraus es zusammengesetzt sein wird. Ich denke aber ganz anders. Ich kann mich unmöglich bereden, daß die besten Köpfe eines Volkes (und gewiß hat das jüdische keinen Mangel an guten Köpfen), sich seit so vielen Jahrhunderten einzig und allein mit einem Werk sollten beschäftigt haben, das aus lauter abgeschmackten Possen zusammengesetzt ist. Der ungemeine Fleiß, mit welchem sie diesem Studium

obliegen, und die orientalische Hitze, mit der ich sie oft über gewisse Materien habe streiten sehen, scheinen mir zu beweisen, daß ein Genie in dieser Art von Wissenschaft seine völlige Nahrung finden könnte. Sie rühmen sich ganz besonderer Regeln zu schließen, deren sie sich in ihrer Wissenschaft bedienen. Sie reden soviel von großen und sinnreichen Erfindungen, sie teilen ihre Rabbinen in belesene, scharfsinnige und tiefsinnige Köpfe ein. Und alle diese großen Bemühungen sollten nichts als das alberne Gewäsch zum Grunde haben, das man uns aus dem Talmud bekannt gemacht hat? Ich gestehe es, ich kann mir von der menschlichen Vernunft noch keinen so demütigenden Begriff machen.

Ich bat einst einen jüdischen Gelehrten, der bei seiner Nation in großem Rufe steht, mir einen Begriff von dem Talmud zu geben. Wir befanden uns beide als Brunnengäste in F., wo uns der Ort und die Gelegenheit zu einiger Vertraulichkeit Anlaß gaben. „Der Talmud," gab er mir zur Antwort, „ist der Inbegriff aller unserer Gesetze, Sitten und Gebräuche, unserer Glaubenslehren und unserer Weisheit. Sie werden über diese Beschreibung vielleicht lachen," setzt er hinzu, „vielleicht auch sich verwundern. Ich weiß, was für einen armseligen Begriff sich die Weisesten unter Ihrem Volke von unserem Wissen zu machen pflegen. Und da unsere Sache niemals Verteidiger gefunden hat, so hat ihnen ein jeder einbilden können, was er uns entweder aus Unwissenheit oder aus unlöblichen Absichten hat aufbürden wollen. Wieviel Verspottung, unbillige Verachtung und Nationalhaß haben diese unseligen Vorurteile nicht zuwege gebracht, und wollte Gott, sie hätten nur keine blutigen Verfolgungen nach sich gezogen. — Jedoch ich will Sie und mich mit diesen traurigen Erinnerungen verschonen. Es war ein Unglück für uns, daß sich unsere Gelehrten nie darum bekümmerten, was man in anderen Sprachen zu ihrem Nachteil geschrieben, und wenn sie sich auch darum bekümmerten, so verstanden sie doch die Sprachen nicht, in welchen sie sich hätten verteidigen müssen."

Stehen aber die Märchen, die man uns übersetzt hat, nicht

wirklich im Talmud? fragte ich. „Die meisten befinden sich wirklich darin,“ gab er zur Antwort.

Was kann aber in einem Buche vernünftig sein, erwiderte ich, in welchem solche abenteuerliche und abgeschmackte Dinge vorkommen. —

„Wir schließen gerade umgekehrt,“ versetzte mein Rabbi. „Die Dinge, die dem ersten Blicke nach ungereimt scheinen, machen etwa den zwanzigsten Teil des Talmud aus. Im übrigen enthält er nichts als gründliche Abhandlungen und Betrachtungen über unsere Rechte, unseren Gottesdienst und andere Gebote des Alten Testaments. Sollten wir also glauben, daß Leute, die soviel Proben von ihrer Weisheit abgelegt, auf einmal allen Menschenverstand verloren haben und auf Dinge verfallen sein sollen, die sich kein Kind weismachen läßt? Ist es nicht vernünftiger, diese wenigen Stellen, die uns anstößig scheinen, für allegorische Vorstellungen solcher Wahrheiten zu halten, die man zu allen Zeiten dem Volke mit Fleiß zu verbergen und nur Leuten mit reiferem Nachdenken zu verstehen zu geben gewohnt war? Wir glauben hiervon überzeugt zu sein und haben auch schon wirklich den Sinn von einigen rätselhaften Stellen herausgebracht. Die wir nicht erklären können, betrachten wir mit einem ehrfurchtsvollen Stillschweigen und gestehen unsere Unwissenheit. Indessen,“ fuhr er fort, „sind diese Allegorien selbst, in welchen sie die Wahrheit eingehüllt, nicht alle so widersinnig als man glaubt. Öfter enthält auch ihr planer Sinn sehr gute Sittenlehren, die heilsam und ersprießlich sein können. Unsere Lehrer haben hierin die Natur nachgeahmt. Sie bekleidet öfter die Früchte mit äußeren Schalen, die an und für sich selbst schmackhaft und köstlich sind, nicht selten aber umhüllt sie den zarten Kern mit einer ungenießbaren Schale, damit man, ohne sich bei derselben aufzuhalten, sogleich den köstlichen Kern suchen möge.“ D.

Im 122. und 186. Briefe bringen die Herausgeber kritische Bemerkungen des Rabbi zu der Rabeschen Mischnaübersetzung, sowie

anerkennende Ausführungen Rabes über die sachliche Kritik des jüdischen Gelehrten.

Aus den übrigen Briefen mag noch ein kurzer Auszug aus dem 138. hier folgen:

„Die Herausgeber besprechen „Die politischen und philosophischen Versuche“ eines ungenannten schweizerischen Schriftstellers, der den Geistlichen „ein schönes Ideal zur Nachahmung vorhält.“ Es lautet: „Es ist der Eifer eines Dieners Gottes weder schwärmerisch, noch hochmütig, noch trotzig. Weisheit, Klugheit, Sanftmut und Bescheidenheit begleiten alle seine Bemühungen und beleuchten alle seine Wege. Verträglich, liebreich und menschenfreundlich, verabscheut er alle Gewalttätigkeit. Er hütet sich auf alle Weise, das Reich der Wahrheit durch ihrer unwürdige Mittel auszubreiten. Er ist zu erleuchtet, um nicht einzusehen, daß er sie dadurch auf die unwürdigste Weise entehren würde. Er weiß allzuwohl, daß ihm nichts anderes ein Recht über die Gemüter geben kann als die göttliche Kraft der Wahrheit und der tugendhafte Wandel, der von derselben die rührendste Probe ist. Wehe demjenigen, der von diesen Grundsätzen abweicht! Er wird dadurch ein abscheulicher Verbrecher an Gott und den Menschen.“

Nicht minder bedeutsam als Lessing für die Geschichte der deutschen Aufklärung bleibt Moses Mendelssohn. Mit Anmut, mit Geistesklarheit, mit tiefem religiösem und menschlichem Empfinden hat er die Probleme der Philosophie im Interesse der kulturellen Entwicklung seiner Glaubensgemeinschaft, nicht minder aber auch zum Segen der allgemeinen Volksbildung durchdacht und erörtert. Der Kulturfreund muß es diesem Juden, der mit einer beispiellosen Energie das geistige und politische Ghetto niederreißen mußte, um der Wissenschaft nur um ihrer selbst willen dienen zu können, zum höchsten Ruhme anrechnen, daß er das Deutsche, obwohl er es spät und mühsam hatte erlernen müssen, mit einer Meisterschaft bei der Erörterung philosophischer Fragen handhabte, daß man in Wahrheit sagen kann, so schön sei in Deutschland bisher noch niemals über

Philosophie gesprochen und geschrieben worden. Und wenn Mendelssohn in seiner Bedeutung als Philosoph hinter Kant zurücksteht, obwohl er bei der Lösung einer philosophischen Preisfrage von der Berliner Akademie den ersten und der Königsberger Philosoph nur den zweiten Preis erhalten hatte, so rührt dies daher, daß er nur Anreger sein wollte, wie seine ästhetischen „Spaziergänge" dartun, nicht aber wie Kant in tiefgründiger Wissenschaft „Systeme" zu erarbeiten suchte.

Größeres erstrebte und erreichte Mendelssohn erst, als er sich metaphysischen Fragen „die seinem Herzen immer die nächsten waren" zuwandte. Im „Phädon", in den „Morgenstunden" und vor allem in der herrlichen Schrift „Jerusalem" lebt Mendelssohn im Angedenken der Nachwelt. Welch gewaltigen Einfluß diese Schriften aber auf die Zeitgenossen gewonnen hatten, bekundet die Tatsache, daß man sich von allen Seiten an den Verfasser, an den Juden, als „ratenden Seelsorger" wandte. Selbst im Lager der französischen Materialisten erregte der „Phädon" ungewöhnliches Aufsehen. Und wenn die Gebildeten Deutschlands gegenüber dem materialistischen Gehaben der meisten französischen Aufklärer in dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit beharrten, so ist eine der hauptsächlichsten Ursachen dieser wichtigen geschichtlichen Tatsache in der stillen, aber weitgreifenden Wirksamkeit Mendelssohns zu suchen, dem Glauben und Wissen zu vereinen und diese Vereinigung wissenschaftlich zu begründen, tiefste Herzenssache war. Zum Beweise dessen mag eine Stelle aus den „Morgenstunden" dienen: „Ohne Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit haben alle Güter des Lebens in meinen Augen einen verächtlichen Wert, scheint mir das Leben hienieden, um mich eines bekannten und oft gemißbrauchten Gleichnisses zu bedienen, wie eine Wanderschaft in Wind und Wetter ohne den Trost, abends in einer Herberge Schirm und Obdach zu finden, oder wie Voltaire sagt, ohne diese tröstliche Aussicht schwimmen wir alle in den Fluten, haben unaufhörlich mit Wellen zu kämpfen und keine Hoffnung, das Ufer je zu erreichen." Ein anderes Mal aber hören wir: „Ohne Gott und

Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborne Schwachheit und Wohlwollen wenig mehr als Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Tor sich placke und der Kluge sich gütlich tun und auf jenes Unkosten sich lustig machen könne."

Klopstock erzählt, die Bewunderung für den Verkünder dieser „beseligenden Vernunftreligion" sei nicht rein von Verwunderung gewesen. Man konnte es nicht fassen, daß ein Jude, ein Glied des verachteten, von aller deutschen Bildung abgesperrten fremden Volksstammes plötzlich einer der geistvollsten und formvollendetsten deutschen Schriftsteller geworden war, und man war umsomehr überrascht, einen Bekenner des Judentums als begeisterten Deisten zu sehen, als man seither gewohnt war, die Vernunftreligion dem Urchristentum gleichzustellen. So war es kein Wunder, daß Übereifrige es wagten, Mendelssohn zu bewegen, auch äußerlich den Schritt zu tun, den er, wie man wähnte, im Denken und Empfinden schon längst vollzogen hatte. Die Antwort, die Mendelssohn in seinem „Schreiben an Lavater" allen Bekehrungswütigen gab, ist ein Zeugnis hohen Mutes, treuen Bekennertums, das umso höher zu bewerten ist, als in Preußen, das doch die duldsamste Regierung in ganz Deutschland hatte, noch immer der blindeste Judenhaß herrschte, unter dem, wie wir sehen werden, auch Mendelssohn und die Seinen zu leiden hatten. Unser Philosoph sagt: „Wäre nach vieljährigem Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vorteil meiner Religion ausgefallen, so hätte diese Entscheidung notwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchung mochte sein, welches es wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer anderen überführt, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Überzeugung zu trotzen, nicht die

Wahrheit bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinn alle Offenbarung, so wüßte ich gar wohl was die Klugheit rät, wenn das Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu gering, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn, Trägheit, Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? Da ich den größten Teil meines Lebens der Untersuchung gewidmet habe, so wird man mir Überlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchung aufzuopfern. Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Überzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Tathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im stillen fortwandeln. Ich werde es nicht leugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, soviel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen ihn ohne Nachteil des Wahren und Guten abwischen zu können. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie nur immer von der Ihrigen sein können. Und ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, solange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt."

Mit dem gleichen Mut, mit dem Mendelssohn für seine eigene Überzeugung eintritt, verficht er die Rechte seiner Glaubensgenossen, fordert er die Machthaber in Staat und Kirche auf, die Unterdrückten von dem Fluche ihrer Ausnahmestellung zu befreien. „Allhier in diesem duldsamen Lande," ruft Mendelssohn aus, „lebe

ich gleichwohl so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zuliebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik einsperren muß. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Familie. Vater, ruft die liebe Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen getan? Ja, lieber Vater, spricht ein anderes Kind, sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Jude! Jude! Ist denn das so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Ich, ich schlage die Augen nieder und seufze mit mir selber: Menschen, Menschen, wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Doch weg mit diesen Betrachtungen, sie machen mich zu unmächtig!

O ihr, meine Nebenmenschen, die ihr Kinder eines anderen Glaubens seid, bedenkt, daß das Leben einen sehr geringen Wert hat, wenn es nicht mit allen Rechten und Vorzügen des geselligen Menschen verbunden ist. Schmach und Verachtung sind demjenigen, der sie nicht verdient, zuweilen härter als der Tod, und diese folgen einem Bekenner des Judentums auf allen Tritten nach. Von aller bürgerlichen Ehre entfernt, zur niedrigsten der Stufen hinabgestoßen, die die Stände des gesitteten Lebens unterscheiden, können wir die Talente und Fähigkeiten, die uns die milde Natur in so reichem Maße als ihren übrigen Kindern gegeben, weder ausbilden noch anwenden, noch zu unserer Nebenmenschen Bestem recht gebrauchen. Wo die liebreichste Toleranz herrscht, da wird sie in Ansehung unserer am wenigsten geübt. Wo Kunst und Wissenschaften blühen, müssen wir in Barbarei zurückbleiben. Man suchet die Staaten zu bevölkern, und wir allein werden eingeschränkt, damit wir uns nicht vermehren. Man tut alles mögliche, um uns zu unnützen Bürgern zu machen, und dann wirft man uns vor, daß wir nicht nützlich genug sind."

Trotz der niederdrückenden Erfahrungen, die Mendelssohn machen mußte, zweifelte er nicht daran, daß in nicht zu ferner Zeit seinen Glaubensgenossen die Gleichberechtigung verliehen werde. Er

war darum unablässig bemüht, seine Zeitgenossen aufzuklären und zu bilden. Zunächst veranlaßte er den Kriegsrat Christian Wilhelm Dohm zur Abfassung seiner epochemachenden Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“, auf die wir noch eingehen werden. Sodann regte er seinen Freund, den Dr. Herz, zur Übersetzung jener politischen Denkschrift an, mit welcher 1656 der Amsterdamer Rabbiner Manasse ben Israel unter Cromwell die Wiederaufnahme der Juden in England gegen den Widerstand der Hochkirche befürwortet hatte. Die Schrift führt den Titel: „Rettung der Juden oder Sendschreiben zur Beantwortung einiger Fragen, die ihm ein vornehmer und gelehrter Engländer die Beschuldigungen betreffend, die man der jüdischen Nation zu machen pflegt, vorgelegt hatte.“

Eindringlich und entschieden weiß aber Mendelssohn selbst die Sache des Rechts, der Denk- und Gewissensfreiheit zu führen, als er zu den beiden vorerwähnten Schriften Stellung nimmt in der „Vorrede zur Rettung der Juden“, die zugleich als Anhang zu Dohms Veröffentlichung betrachtet sein will. Aus der mit Herzblut geschriebenen Vorrede mögen folgende Ausführungen hier Platz finden: „Dank sei der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward, so war es immer die schwächere, bedrückte Partei, die sich unter den Schutz der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte. Der herrschende Teil hatte entweder für beide keinen Sinn oder stützte sich auf die leider allzu gemeine Erfahrung, daß der schwächere Teil an allen Orten, wo er Macht und Gelegenheit dazu hat, es nicht besser machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden suche, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man scheint nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn notwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse

und daß der Geist der Versöhnung sowohl als die Liebe vom stärkeren Teile die ersten Schritte fordert. Dieser muß sich seiner Überlegenheit entäußern und anbieten, wenn der schwächere Teil Zutrauen gewinnen und erwidern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkeren, den ersten Antrag zu tun, die Arme auszustrecken und wie August zu rufen: Laß uns Freunde sein! —

Was aber auch über Toleranz bisher geschrieben und gestritten ward, ging bloß auf die drei im Römischen Reiche begünstigten Religionsparteien und höchstens auf einige Nebenzweige derselben. An Heiden, Juden, Mohammedaner und Anhänger der natürlichen Religion ward entweder gar nicht oder höchstens nur in der Absicht gedacht, um die Gründe für die Toleranz problematischer zu machen. Nach euren Grundsätzen, sprachen die Widersacher derselben, müßten wir auch Juden und Naturalisten nicht nur hegen und dulden, sondern auch an allen Rechten und Pflichten der Menschheit teilnehmen lassen, und mitleidig war es anzusehen, wie sich die Anhänger derselben winden und krümmen mußten, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen. —

Der Fragmentist war, soviel mir bekannt ist, in Deutschland der erste Schriftsteller, der die Rechte der Duldung auch für Naturalisten forderte. Lessing und Dohm, jener als philosophischer Dichter und dieser als philosophischer Staatskundiger, haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht, und ein bewunderungswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch seinem weit umfassenden Wirkungskreise gemäß einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen, — und nunmehr zu Werke schreitet.

Unterdessen machte ich mir das Vergnügen, mit Herrn Dohm über die Gründe nachzudenken, die der Menschenfreund hat, die bürgerliche Aufnahme meiner Mitbrüder zu begünstigen. Über die

mancherlei Schwierigkeiten, die sich dabei finden, und vielleicht zum Teil von seiten der zu bildenden Nation selbst in den Weg gelegt werden dürften und diese mit den Vorteilen zu vergleichen, die dem Staate zuwachsen werden, dem es zuerst gelingen wird, diese eingeborenen Kolonisten zu seinen Bürgern zu machen und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienst geboren sind, auch zu seinem Dienste anzustrengen. —

Als philosophisch-politischer Schriftsteller, dünkt mich, hat Herr Dohm die Materie fast erschöpft und nur eine sehr geringe Nachlese zurückgelassen. Seine Absicht ist, weder für das Judentum noch für die Juden eine Apologie zu schreiben. Er führt bloß die Sache der Menschheit und verteidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns, wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reklamieren. Der Weltweise aus dem 18. Jahrhundert hat sich über den Unterschied der Lehren und Meinungen hinweggesetzt und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet . . .

Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurteil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, um uns zu unterdrücken und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegenzusetzen. In jenen abergläubischen Zeiten waren es Heiligtümer, die wir aus Mutwillen schänden, Kruzifixe, die wir durchstechen und bluten machen, Kinder, die wir heimlich zerschneiden und zur Augenweide zersetzen, Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen, Brunnen, die wir vergiften usw. Unglaube, Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um deretwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind. — Jetzt haben die Zeiten sich geändert. Diese Verleumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jetzt ist es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden, Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten, Unfähigkeit zu Künsten, Wissenschaften und nützlichen Gewerben, haupt-

sächlich zu Diensten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Gesetzlosigkeit, die an die Stelle jener gröberen Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen und aus dem mütterlichen Schoße des Staates zu verstoßen. Vormals gab man sich um uns alle ersinnliche Mühe und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen, und da wir so hartnäckig und verstockt waren, uns nicht bekehren zu lassen, so war dieses Grund genug, uns als eine unnütze Last der Erde zu betrachten und dem verworfenen Scheusal alle Greuel anzudichten, die es dem Haß und der Verachtung aller Menschen bloßstellen konnten. Jetzt hat der Bekehrungseifer nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässigt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und anderen nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen, versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung und macht den Mangel an Kultur zum Grunde unserer ferneren Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurf, daß wir sie nicht gebrauchen . . .

Kirchliche Rechte. Kirchliche Gewalt und Macht. Ich muß gestehen, daß ich mir von diesen Redensarten keinen deutlichen Begriff machen kann und mein „Adelung" will mich keines Besseren belehren. Ich weiß von keinem Recht auf Personen und Dinge, das mit Lehrmeinungen zusammenhänge und auf denselben beruhe, das die Menschen erlangen, wenn sie in Absicht auf ewige Wahrheiten Gewissenssätzen beistimmen, und verlieren, wenn sie nicht einstimmen können oder wollen. Am wenigsten weiß ich von Rechten und Gewalt über Meinungen, die die Religion erteilen und der Kirche zukommen sollen. Die wahre göttliche Religion maßt sich keine Gewalt über Meinungen und Urteile an, gibt und nimmt keinen Anspruch auf irdische Güter, kein Recht auf Genuß, Besitz und Eigentum, kennt keine andere Macht als die Macht, durch Gründe zu gewinnen, zu überzeugen und durch Überzeugung glückselig zu machen. Die wahre göttliche Religion bedarf weder

Arme noch Finger zu ihrem Gebrauche, sie ist lauter Geist und Herz ....

Ich begreife kaum, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller wie Dohm hat sagen können: „So wie jede kirchliche Gesellschaft, müßte auch die jüdische das Recht der Ausschließung auf gewisse Zeiten oder immer haben und im Falle einer Widersetzlichkeit das Erkenntnis der Rabbinen durch obrigkeitliche Beihilfen unterstützt werden." — Jede Gesellschaft, dünkt mich, hat das Recht der Ausschließung, nur keine kirchliche, denn es ist ihrem Endzweck schnurstracks zuwider. Die Absicht derselben ist gemeinschaftliche Erbauung, Teilnahme an den Ergießungen des Herzens, mit welcher wir unsere Danksagung gegen die Wohltaten Gottes und unser kindliches Vertrauen auf seine Allgüte zu erkennen geben. Mit welchem Rechte wollen wir einem Dissidenten, Andersdenkenden, Irrdenkenden oder Abweichenden den Zutritt verweigern, die Freiheit versagen, an dieser Erbauung teilzunehmen? Wider Unruhmachen und Stören sind Gesetze und Polizei. Dieser Unordnung muß und kann durch den weltlichen Arm gesteuert werden, aber ein stiller und ruhiger Zutritt zur Versammlung muß dem Verbrecher selbst nicht verwehrt werden, wenn wir ihm nicht geflissentlich alle Wege zur Rückkehr versperren wollen. Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Türen. Sie hat von innen nichts zu verwahren und von außen niemandem den Eingang zu verhindern. Wer einen ruhigen Zuschauer abgeben oder gar Anteil nehmen will, der ist dem Gottseligen in der Stunde seiner Erbauung höchst willkommen.

Herr Dohm hat vielleicht bei dieser Gelegenheit mehr die Dinge genommen wie sie liegen, als wie sie liegen sollten. Die Menschen scheinen sich vereinigt zu haben, die äußerliche Form des Gottesdienstes, die Kirche, als eine moralische Person zu betrachten, die ihre eigenen Rechte und Pflichten hat, und ihr mehr oder weniger Gewalt einzuräumen, auf ihre Rechte zu halten und sie durch äußerlichen Zwang geltend zu machen. Man findet es nicht widersinnig, eine dieser Personen in jedem Staate die

herrschende zu nennen, die ihre Schwestern nach ihrer Laune behandelt, bald sich der ihr anvertrauten Gewalt bedient, sie zu *drücken*, bald großmütig genug ist, sie zu *dulden*, und ihr von ihren *Vorrechten* soviel einzuräumen, als sie gut findet. Da nun Bann und Ausschließungsfreiheit alle Zeit das erste Recht ist, mit welcher die herrschende Religion die geduldete belehnt, so fordert Herr Dohm für die jüdische Religion dasselbe Recht, das man allen anderen religiösen Gesellschaften zugesteht. Solange diese noch das Recht der Ausschließung haben, hielte er es für eine Inkonsequenz, wenn man die jüdische hierin mehr einschränken wollte. Wenn aber, wie es mir ausgemacht scheint, gottesdienstliche Rechte auf irdische Dinge, gottesdienstliche Macht und gottesdienstliches Zwangsrecht Worte ohne Begriffe sind und Ausschließung überhaupt ungottesdienstlich zu nennen ist, so laßt uns lieber inkonsequent bleiben als Mißbräuche häufen.

Ich finde, daß die weisesten unserer Vorfahren auf keine Ausschließung von gottesdienstlichen Übungen Anspruch erhoben haben. Als König Salomo den Bau des Tempels vollendet hatte, schloß er in seinem erhabenen Einweihungsgebete auch den Ausländer, also zu seiner Zeit den Götzendiener, mit ein, breitete seine Hände aus gen Himmel und betete: „Wenn auch ein Fremder, der nicht Deines Volkes Israel ist, kommt aus fernem Lande um Deines Namens willen und kommt, daß er bete in diesem Hause, so wollest Du hören im Himmel, im Sitze Deiner Wohnung, und alles tun, darum der Fremde Dich anruft, auf daß alle Völker auf Erden Deinen Namen erkennen, daß auch die Dich fürchten wie Dein Volk Israel."

So haben auch unsere Rabbinen vorgeschrieben, von Götzendienern freiwillige Opfer und Gelübde im Tempel anzunehmen, von der Nation selbst keinen Verbrecher, der nicht der Religion völlig entsagt hat, mit seinem Opfer abzuweisen, damit er Gelegenheit und Anlaß zur Besserung finde. So dachte man zu einer Zeit, als man etwas mehr Recht und Autorität hatte, in gottesdienstlichen Sachen ausschließend zu sein, und wir wollten uns nicht entblöden, Dissiden-

ten aus unseren kaum geduldeten kirchlichen Versammlungen auszuschließen? . . .

Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne betört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten und wahre Begriffe von Gott, der nach unser aller Geständnis die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mitteilen lassen. Ihr, meine Brüder, ließet euch vielleicht verleiten, ebendasselbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen war euch das wichtigste Vorrecht, das eure Verfolger euch einräumen konnten. Danket dem Gotte eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und die Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und vertragen sich und lassen auch gegen euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande dessen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen können. O, meine Brüder, folget dem Beispiel der Liebe so, wie ihr bisher dem Beispiel des Hasses gefolgt seid. Ahmet die Tugenden der Nationen nach, deren Untugend ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt. Wollet ihr gehegt, geduldet und von anderen verschont sein, so heget und duldet und verschonet euch untereinander! Liebet, so werdet ihr geliebt werden!" —

Wir haben die „Vorrede" in großen Auszügen gebracht, weil wir glauben, mit ihr der Idee, die unser Thema verfechten will, vortrefflich dienen zu können. Niemals vorher und vielleicht auch niemals seitdem wieder ist das hohe Lied der Duldung und der Vorurteilslosigkeit in solch begeisterter Weise gesungen worden.

Die Gedanken, welchen Mendelssohn hier Ausdruck verleiht, werden in dem Buche „J e r u s a l e m, o d e r ü b e r r e l i g i ö s e M a c h t u n d J u d e n t u m" (1783) weiter ausgeführt und begründet. Der Verfasser kommt von dem früher schon erörterten Grundgedanken unbedingter Religions- und Gewissensfreiheit „zu der scharfen und entschiedenen Forderung der Trennung

von Staat und Kirche oder vielmehr der Aufhebung alles äußeren Kirchentums."

Von diesem Standpunkte aus mußte Mendelssohn auch der von Leibniz angestrebten Glaubensvereinigung, die erst recht eine Knechtung der Gewissen herbeigeführt hätte, entschieden widerstreiten. Er tut dies mit folgenden kraftvollen und erhebenden Worten: „Gesetzt, man vereinige sich über die Glaubensformel, die man einzuführen und festzusetzen denkt, man bringe Symbole zustande, wider welche keine von den jetzt in Europa herrschenden Religionsparteien etwas einzuwenden findet. Was ist dadurch ausgerichtet? Etwa, daß ihr alle über Religionswahrheiten dasselbe denkt? Wer von der Natur des menschlichen Geistes nur einigen Begriff hat, kann sich dieses nicht beikommen lassen. Also bloß in den Worten, in der Formel läge die Übereinstimmung. Dazu wollen die Glaubensvereiniger sich zusammentun, sie wollen hier und da von den Begriffen etwas abzwacken, hier und da die Maschen der Worte solange erweitern, sie so unbestimmt und weitschichtig machen, daß sich die Begriffe, ihrer inneren Verschiedenheit ungeachtet, noch zur Not hineinzwängen lassen. Ein jeder verbände alsdann mit denselben Worten eine andere ihm eigene Meinung. O, wenn diese allgemeine Gleisnerei einen Endzweck haben soll, so fürchte ich, man will den freigewordenen Geist der Menschen nur vorerst wieder in Schranken eingesperrt haben. Das scheue Wild wird sich alsdann schon fangen und sich den Kappzaum umwerfen lassen. Bindet den Glauben nur erst an Symbole, die Meinung an Worte, setzt ein für allemal den Artikel fest, wehe dem Elenden alsdann, der einen Tag später kommt und auch an diesen bescheidenen, geläuterten Worten etwas auszusetzen findet. Er ist ein Friedensstörer. Zum Scheiterhaufen mit ihm! Um eurer und unserer aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Bildung gerade entgegen! Um eurer und unserer Glückseligkeit willen, gebet euer vielvermögendes Ansehen nicht her, irgend eine ewige Wahrheit, ohne welche die bürgerliche

Glückseligkeit bestehen kann, in ein Gesetz, irgend eine dem Staate gleichgültige Religionsmeinung in eine Landesverordnung zu verwandeln. Haltet auf Tun und Lassen der Menschen, zieht dieses vor den Richterstuhl weiser Gesetze und überlasset uns das Denken und Reden, wie es unser aller Vater uns als unveräußerliches Erbgut, als unwandelbares Recht gegeben hat. Belohnt und bestraft keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den lasset sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Lasset niemand in euren Staaten Herzenskünder und Gedankenrichter sein! Wenn ihr dem Kaiser gebt, was des Kaisers ist, so gebt ihr selbst Gott, was Gottes ist. Liebet die Wahrheit, liebet den Frieden!"

In wie enger Wechselwirkung diese Ansichten Mendelssohns mit den Regierungsgrundsätzen und den Regierungshandlungen des großen Königs standen, davon legt der Philosoph selbst Zeugnis ab in folgender Stelle des „Jerusalem": „Ich habe das Glück, in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu noch sonderlich auffallend sind. Der weise Regent, von dem er beherrscht wird, hat es seit Anfang seiner Regierung beständig sein Augenmerk sein lassen, die Menschheit in Glaubenssachen in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der erste unter den Regenten unseres Jahrhunderts, der die weite Maxime in ihrem ganzen Umfange niemals aus den Augen gelassen: *die Menschen sind füreinander geschaffen, belehre deinen Nächsten oder ertrage ihn!*" „Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußeren Religion geschont, in deren Besitz er sie gefunden. Noch gehören vielleicht Jahrhunderte von Kultur und Vorbereitung dazu, bevor die Menschen begreifen werden, daß *Vorrechte um der Religion willen weder rechtlich noch im Grunde nützlich seien, und daß es also eine wahre Wohltat sein würde, allen bürger-*

lichen Unterschied um der Religion willen schlechterdings aufzuheben. Indessen hat sich die Nation unter der Regierung dieses Weisen so sehr an Duldung und Vertragsamkeit in Glaubenssachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausschließungsrecht wenigstens aufgehört haben, populäre Begriffe zu sein."

„Jerusalem" ist Mendelssohns reifstes und unvergänglichstes Werk. Keiner hat so wie er in dem an erhebenden Ideen so reichen Jahrhundert der Aufklärung das treffende Wort für Religionsfreiheit und Toleranz gefunden, niemand ist dem begeisterten Verkünder und Propheten der Humanität, der Denk- und Gewissensfreiheit an die Seite zu setzen.

Groß und allgemein war darum die Bewunderung für das Werk und seinen Verfasser. Kant bezeichnete in einem Briefe an Mendelssohn „Jerusalem" „als die Verkündigung einer großen obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein die Juden, sondern alle Religionen betreffen würde." „Sie haben," fährt er fort, „Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Notwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Gewissen belästigen oder bedrücken kann, von der ihrigen absondere."

Mirabeau verglich in einer Schrift: „Über Moses Mendelssohn und die Reform der Juden" die Bestrebungen Mendelssohns mit den Bestrebungen der neuen nordamerikanischen Freistaaten.

Unvergänglichen Ruhm aber bereitete Lessing seinem Freunde durch den „Nathan", der Mendelssohns Züge trägt. In ihm hat

der Dichter „die edelste Gestalt geschaffen, einen wahren Menschen im höchsten Sinne, großdenkend, frei von Vorurteilen, der das Gute tut um des Guten willen, der sich durch Kampf und namenloses Leid hindurchgerungen hat zu opferfreudiger Menschenliebe" im Sinne der von Mendelssohn groß und edel erfaßten, zum Motto seines Lebens gewordenen „Bestimmung des Menschen":

„Wahrheit erkennen,
Schönheit lieben,
Gutes wollen,
Das Beste tun!"

Menschenliebe und inniges tätiges Mitleid mit den vom Schicksal Verfolgten waren es auch, die Christian Wilhelm von Dohm veranlaßten, „aus der unglücklichen Geschichte der Juden die Folgen zu ziehen, daß die drückende Verfassung, in der sie noch jetzt in den meisten Staaten leben, nur ein Überbleibsel der unpolitischen und unmenschlichen Vorurteile der finstersten Jahrhunderte, also unwürdig sei, fortzudauern." Er kommt darum zu der Forderung: „Das große und edle Geschäft der Regierung ist, die ausschließenden Grundsätze aller dieser verschiedenen Gesellschaften so zu mildern, daß sie der großen Verbindung, die sie alle umfaßt, nicht nachteilig werden, daß jede dieser Trennungen nur den Wetteifer um die Tätigkeit wecken, nicht Abneigung und Entfernung hervorbringen, und daß sie sich alle in der großen Harmonie des Staates auflösen. Sie erlaube jeder dieser besonderen Verbindungen ihren Stolz, auch sogar ihre nicht schädlichen Vorurteile, aber sie bemühe sich, jedem Gliede noch mehr Liebe für den Staat einzuflößen, und sie hat ihre große Absicht erreicht, wenn der Edelmann, der Bauer, der Gelehrte, der Handwerker, der Christ und der Jude noch mehr als alles dieses Bürger ist. So trennte in den großen Staaten des Altertums kein Glaube an verschiedene Götter die Bürger, denen das Vaterland das liebste von allen war, und so kämpfen jetzt am anderen Ufer des Weltmeeres Katholiken, Episkopalen und Puritaner für den neuen Staat, der sie

alle vereinen soll, und für Freiheiten und Rechte, die sie alle genießen wollen. Und so sehen wir auch schon in einigen europäischen Landen die Bürger für das Glück dieses Lebens harmonisch vereint, wenn sie gleich das Glück des künftigen auf verschiedenen Wegen suchen. Wenn also auch wirklich in dem Glauben der jetzigen Juden einige Grundsätze enthalten sein sollten, die sie zu sehr in ihre besondere Verbindung einschlössen und zu ausschließlich von den übrigen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft trennten, so würde dieses doch immer nicht, solange ihre Gebote nicht denen der allgemeinen Sittlichkeit widersprechen und ungesellige Laster billigen, die Verfolgung derselben rechtfertigen, die nur dienen kann, sie in ihren Gesinnungen noch mehr zu befestigen. Das einzige Geschäft der Regierung hierbei müßte sein, zuvörderst jene Grundsätze oder vielmehr nur jene Folgerungen aus religiösen Grundsätzen und ihren wirklichen Einfluß in die Handlungen genau zu kennen. Und dann müßte sie sich bemühen, diesen Einfluß dadurch zu schwächen, daß sie die allgemeine Aufklärung der Nation und ihre von der Religion unabhängige Sittlichkeit und die Verfeinerung ihrer Empfindungen beförderte. Vorzüglich aber würde der Genuß der bürgerlichen Glückseligkeit in einem wohlgeordneten Staat und der solange versagten Freiheit die ungeselligen Religionsgesinnungen verscheuchen. Der Jude ist noch mehr Mensch als Jude, und wie wäre es möglich, daß er einen Staat nicht lieben sollte, in dem er freies Eigentum erwerben und desselben frei genießen könnte, wo seine Abgaben nicht größer als die anderer Bürger wären, und wo auch von ihm Ehre und Achtung erworben werden könnten? Warum sollte er Menschen hassen, die keine kränkenden Vorrechte mehr von ihm scheiden, mit denen er gleiche Rechte und Pflichten hätte? Die Neuheit dieses Glücks und leider die Wahrscheinlichkeit, daß man es ihm noch nicht so bald in allen Staaten bewilligen werde, würden es dem Juden nur noch kostbarer machen, und schon die Dankbarkeit müßte ihn zum patriotischen Bürger bilden. Er würde das Vaterland mit der Zärtlichkeit eines bisher verkannten und nur nach langer Verbannung in die

kindlichen Rechte eingesetzten Sohnes ansehen. Wenn die Kenntnis der menschlichen Natur uns versichert, daß Verbindungen dieses Lebens stärker wirken als die, welche sich auf das künftige beziehen, so beweiset uns auch die Geschichte, daß die Güte der Regierung und der Wohlstand, den sie unparteiisch ihre Untertanen genießen läßt, den Einfluß der Religionsgrundsätze schwächt und die gegenseitige Abneigung tötet, die nur durch Verfolgung genährt wird. Auch die Juden wurden im römischen Reich unter den heidnischen und ersten christlichen Kaisern sehr gute Untertanen, welches ihnen das Recht, nach eigenen Gesetzen zu leben und andere vorzügliche Freiheiten erwarb. Und so wenig sie auch bisher noch in irgend einem unserer jetzigen Staaten des Glückes der Bürger genossen haben, so haben sie doch schon in vielen derselben warme Teilnahme an dessen Wohl und patriotische Aufopferungen bei Gefahren bewiesen. Gewiß also wird auch der Jude durch seine Religion nicht abgehalten werden, ein guter Bürger zu sein, sobald ihm nur die Regierung die Rechte desselben angedeihen lassen will. Entweder enthält dieselbe nichts, was den Pflichten eines Bürgers widerspricht oder dies Widersprechende wird durch sittliche und politische Verfügung sehr bald aufgehoben werden können . . .

Alles, was man dem Juden vorwirft, ist durch die politische Verfassung, in der sie jetzt leben, bewirkt, und jede andere Menschengattung, in dieselben Umstände versetzt, würde sich sicher eben derselben Vergehungen schuldig machen. Denn jene übereinstimmenden Eigenheiten der Denkart, der Gesinnungen und Leidenschaften, die man bei dem größeren Teil der einzelnen Glieder der Nation findet und die man ihren bestimmten Charakter nennt, sind nicht unterscheidende und unabänderliche Eigenschaften einer ihnen eigenen Modifikation der menschlichen Natur, sondern wie man zu unsern Zeiten deutlich anerkannt hat, teils des Himmelsstrichs, der Nahrungsmittel usw., teils und vornehmlich aber der politischen Verfassung, in der sich eine Nation befindet. Wenn also ein Jude in Asien von dem in Deutschland verschieden ist, so wird man dieses für eine Folge

der verschiedenen physischen Situationen ansehen müssen. Wenn er aber in Krakau wie in Kadix des Betrugs im Handel usw. angeklagt wird, so muß dieses eine Folge der gleichen Bedrückung sein, die er an den entferntesten Enden von Europa erfährt. Die Beschuldigung, daß die jetzigen Juden mit eben dem schwärmerischen Haß die Christen verabscheuen, mit dem einige ihrer Vorfahren vor 1800 Jahren Christum kreuzigten, verdient kaum eine ernsthafte Beantwortung. Nur in dem Zeitalter der Barbarei konnte man die entferntesten Nachkommen in Frankreich und Deutschland noch zur Rechenschaft wegen eines Vergehens ziehen, das vor so vielen Jahrhunderten an der asiatischen Küste des Mittelländischen Meeres begangen worden. In diesen Zeiten, vom Ende des 11. bis ins 15. Jahrhundert, wurde sehr oft neben den Beschuldigungen des Brunnenvergiftens, der verräterischen Korrespondenz mit den Sarazenen usw. auch die Kreuzigung Christi durch Juden des ersten Jahrhunderts zum Vorwand gebraucht, in einem wütenden Auflaufe des Pöbels ihre späten Enkel umzubringen oder mit mehr Ordnung sie alles ihres Eigentums und aller ihrer rechtmäßigen Forderungen an ihre rechtgläubigen Schuldner verlustig zu erklären, um sie ganz nackt über die Grenze in ein anderes Land zu verjagen, wo sie gleich unmenschlich empfangen, vor Hunger und Elend umkommen mußten. Um einer dieser Verfolgungen zu entgehen, behaupteten die Juden in Worms, Ulm und Regensburg, daß ihre Vorfahren schon nach der Zerstörung des ersten Tempels lange vor Christo sich in Deutschland niedergelassen und ihr ganzes Volk also an den Handlungen der palästinäischen Juden keinen Anteil habe. Zum Beweise zeigten sie einen Brief, den die letzteren an die deutschen Juden geschrieben haben sollten, um ihnen von dem Aufstande, den Christus erregt, und von der geschehenen Kreuzigung desselben Nachricht zu geben. Von den diplomatischen Kenntnissen dieser Zeit läßt es sich erwarten, daß man eine solche Urkunde für echt halten und durch sie bewogen werden konnte, über die Juden etwas günstiger zu denken. (Siehe Lehmanns Speyerische Chronik,

Buch 5, Kap. 37, p. 414. Den Brief selbst findet man in Sebastian Franck „Teutsche Chronic, p. 327 und in Spedelii Speculo Juridico — Politicarum usw. Observationum, p. 658.)

Freilich hat sich die ungesellige Abneigung der beiden religiösen Gesellschaften, die einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, stärker erhalten, als der Philosoph nach einem so langen Zeitraum und bei so fortschreitender Aufklärung vermuten und wünschen möchte. Aber gerade dieses ist der Fehler der Regierung, welche die trennenden Grundsätze der Religion nicht weiser zu mildern gewußt und nicht vermocht hat, in der Brust des Juden und des Christen ein Gefühl des Bürgers anzufachen, das die Vorurteile beider längst hätte verzehren müssen. Diese Regierungen waren christliche, und wir können also, wenn wir unparteiisch sein wollen, den Vorwurf nicht von uns ablehnen, daß wir zu den ungeselligen Gesinnungen beider Parteien das meiste beigetragen haben. Wir waren immer die Herrschenden, uns lag es daher ob, dem Juden Menschengefühle dadurch einzuflößen, daß wir ihm Beweise der unsrigen gäben. Wir mußten, um ihn von seinen Vorurteilen gegen uns zu heilen, die eigenen zuerst ablegen. Wenn diese also noch jetzt den Juden abhalten, ein guter Bürger, ein geselliger Mensch zu sein, wenn er Abneigung und Haß gegen den Christen fühlt, wenn er sich durch die Gesetze der Redlichkeit gegen ihn nicht so gebunden glaubt, so ist dies alles unser Werk. Seine Religion gebietet ihm diese Vergehungen nicht, aber die Vorurteile, die wir ihm eingeflößt haben und noch immer bei ihm unterhalten, wirken stärker als die Religion. Wir sind der Vergehungen schuldig, deren wir ihn anklagen, und die sittliche Versunkenheit, in welcher sich diese unglückliche Nation jetzt durch eine fehlerhafte Politik befindet, kann kein Grund sein, ihre fernere Fortdauer zu rechtfertigen.

Diese Politik ist ein Überbleibsel der Barbarei der verflossenen Jahrhunderte, eine Wirkung des fanatischen Religionshasses, die der Aufklärung unserer Zeiten unwürdig, durch diese längst hätte getilgt werden sollen . . .

Gleiche Grundsätze und Behandlungsart, wie bei den Zigeunern in Österreich und den Kolonisten in Nord-Amerika, werden bei den Juden noch glücklichere Erfolge hervorbringen, als man bei den verwilderten Zigeunern erst nach einem sehr langen Zeitraum und vielleicht auch nicht sobald bei den Kolonisten der meisten europäischen Staaten erwarten kann. Die Juden jedes Staates sind in demselben schon mehr eingebürgert, als Fremde erst nach geraumer Zeit werden können. Sie kennen kein anderes Vaterland als dasjenige, welches sie nun erhalten, und sehnen sich nicht nach einer fernen Heimat. Sie sind keine rohen und verwilderten Zigeuner, keine unwissenden oder ungebildeten Flüchtlinge. Viele unter ihnen in jedem Staate besitzen doch einiges Vermögen und noch mehrere vorzügliche Geistesgaben und Geschicklichkeiten. Wenn es erlaubt ist, von dem größeren Teil einer Nation auf die eigentümlichen Eigenschaften derselben zu schließen, so läßt sich sicher nicht leugnen, daß die Juden vorzügliche Klugheit, Scharfsinn, Fleiß, Betriebsamkeit und die biegsame Fähigkeit, in alle Lagen sich zu versetzen, besitzen. Wenn die Juden in wichtigeren öffentlichen Geschäften gebraucht werden, ist man fast immer mit ihrem Eifer und ihrem Verstande sehr zufrieden gewesen (Alvaro Nunes d'Alcosta, Vater und Sohn, bekleideten lange Zeit die Stelle eines Residenten des Portugiesischen und Belmonte des Spanischen Hofes im Haag zur vollkommenen Zufriedenheit beider Höfe). Ihr Glück im Handel und in der Industrie ist bekannt, und sehr oft wird von denen, die es ihnen beneiden, ihrem Betruge zugeschrieben, was doch nur Folge ihrer größeren Aufmerksamkeit und ihres Fleißes war. Wo den Juden die mechanischen Künste und Handwerke verstattet sind, liefern sie gewöhnlich sehr gute Arbeit. Die Bedrückung, in der sie bisher gelebt, ist schuld, daß sie in den Wissenschaften und schönen Künsten nicht mehr getan haben, an Fähigkeit dazu fehlt es ihnen sicher nicht. Die meisten, die sich mit denselben beschäftigt haben, haben es weit darin gebracht, wenngleich das Publikum sie nicht wie einen Moses Mendelssohn und Pinto kennt. Unter

ihren größeren Kaufleuten findet man vielleicht mehr übersehenden Blick und Geschicklichkeit der Kombinationen, sowie unter den kleineren und überhaupt ihrem gemeinen Mann mehr Klugheit und Betriebsamkeit als unter einer gleichen Zahl Christen. Der moralische Charakter der Juden ist so wie der aller Menschen der vollkommensten Ausbildung und der unglücklichsten Verwilderung fähig und der Einfluß der äußeren Lage, wie ich schon bemerkt habe, hierbei nur zu sichtbar. Wenn man indessen zugibt, daß die Juden in gewisser Absicht sittlich verderbt sind, so muß es doch auch dem unparteiischen Beobachter einleuchten, daß sie durch manche andere Vorzüge sich desto vorteilhafter auszeichnen. Ich wage es selbst, die standhafte Anhänglichkeit an die ihren Vätern von der Gottheit selbst verliehene Lehre dem jüdischen Charakter als einen guten Zug anzurechnen, und ich hoffe hierin die Beistimmung eines jeden zu erhalten, der nicht von allen anderen Menschen verlangt, daß sie mit ihm in den Gesichtspunkt seiner Kindheit eintreten sollen, und der zu sehr an den Vorurteilen seiner Erziehung klebt, um gegen eben dieselben bei anderen gerecht zu sein. Was dem Christen unwidersprechlich einleuchtend und deutlich scheint, ist für den Juden widersprechend und dunkel, was jener Blindheit und verstockte Hartnäckigkeit nennt, ist bei ihm standhafte Beharrlichkeit bei dem, was er einmal göttliches Gebot glaubt. Und können wir, wenn wir unparteiisch richten wollen, ihn tadeln, daß er solange der Wahrheit, wie er sie erkennt, getreu bleibt, bis ihm das Glück wird, sich von einer höheren überzeugen zu können; ein Glück, das nach der einstimmigen Lehre des Philosophen und des Christen niemand sich selbst wirken, daß vielmehr, wie dieser lehrt, nur nach einer höheren Leitung verteilt wird. Treue Befolgung der Grundsätze, die man für wahr hält, bestimmt den moralischen Wert eines Menschen. Und wer kann es sich versagen, den Juden hoch zu achten, den keine Martern bewegen können, zu essen, was er von Gott selbst sich verboten glaubt, und den Nichtswürdigen zu verachten, der nur um niedriger Vorteile wegen von dem ehrwürdigen Glauben seiner Jugend, seinen Verwandten

und seinem Volke sich losreißt und den heiligen Glauben der Christen dadurch entweiht, daß er sich zu ihm bekennt, ohne innere Überzeugung seiner göttlichen Wahrheit zu fühlen.

Schon allein diese Anhänglichkeit an den uralten Glauben ihrer Väter gibt dem Charakter der Juden eine Festigkeit, die auch zur Bildung ihrer Moralität überhaupt vorteilhaft ist. Die strenge Beobachtung vieler beschwerlichen Pflichten und Gebräuche nährt zwar von der einen Seite bei ihnen einen gewissen Geist der Kleinlichkeit, macht, daß sie in die Beobachtung von Zeremonien zuviel Wert setzen, dagegen hält sie aber auch von vielen Vergehungen zurück und bereitet sie zu genauerer Erfüllung ihrer Pflichten überhaupt vor."

Aus der Erwägung heraus, daß in der bisherigen Bedrückung und in der eingeschränkten Beschäftigung der Juden die „wahre Quelle ihrer Verderbtheit" zu suchen sei, daß aber mit der unbilligen und unpolitischen Behandlung der Juden auch die üblen Folgen derselben verschwinden werden, stellt der Verfasser sodann folgende positive Forderungen auf:

„1. Man gebe den Juden vollkommen gleiche Rechte mit allen übrigen Untertanen.

2. Man gewähre ihnen vollkommenste Freiheit der Beschäftigungen und der Mittel des Erwerbes.

3. Man verwehre ihnen nicht, sich auch mit dem Ackerbau zu nähren.

4. Jede Art des Handels sollte zwar den Juden unverwehrt sein, aber keine müßte ihnen ausschließend überlassen werden.

5. Jede Kunst, jede Wissenschaft müßte auch dem Juden wie jedem anderen freien Menschen offenstehen.

6. Die Regierung müßte es sich angelegen sein lassen, für die sittliche Bildung und Aufklärung der Juden zu sorgen.

7. Mit der sittlichen Verbesserung der Juden müßte aber dann noch die Bemühung der Christen, ihre Vorurteile und ihre lieblosen Gesinnungen zu benehmen, im gleichen Schritt gehen. Früh in der Jugend müßten sie schon gelehrt werden, die Juden wie ihre

Brüder und Mitmenschen zu betrachten, die auf einem anderen Wege das Wohlgefallen Gottes zu erhalten suchten.

8. Ein wichtiger Teil des Genusses aller Rechte der Gesellschaft würde auch dieser sein, daß dem Juden an allen Orten eine völlig freie Religionsübung, Anlegung von Synagogen und Anstellung von Lehrern auf ihre Kosten gestattet würde.

9. Sowohl die schriftlichen Gesetze Moses, welche sich nicht auf Palästina und die ehemalige gerichtliche und gottesdienstliche Verfassung beziehen, als die durch mündliche Überlieferung erhaltenen werden von den Juden als Gebote Gottes von immerwährender Verbindlichkeit gehalten. Wenn man ihnen also einen vollkommenen Genuß der Rechte der Menschheit gewähren will, so ist es notwendig, ihnen zu erlauben, daß sie nach diesen Gesetzen leben und gerichtet werden."

Mit eindringlichen Worten wendet sich der edle Verfasser zum Schluß an die Bekenner der eigenen Religion und beschwört sie im Namen der Religion, dem großen Reformwerk keinen Widerstand entgegenzusetzen. „Wenn es den Regierern der Staaten bald gefallen sollte, die Juden zu dieser Gleichheit, zu dem Glück und der Nutzbarkeit, deren auch sie fähig sind, zu leiten, so werden, darf man hoffen, hierin keine Hindernisse von den Lehrern der Religion zu besorgen sein, deren ursprünglicher Geist nur Liebe und Verträglichkeit ist, die keine anderen Mittel ihrer Verbreitung kennt als wahre innere Überzeugung und die nur in den Zeiten ihrer Ausartung und Verderbtheit durch Verdammen und Verfolgung der nicht durch ihre göttliche Wahrheit Erleuchteten entstellt wurde. Sollten indes noch hin und wieder Spuren dieser unnatürlichen Ausartung vom echten Geist des Christentums übriggeblieben, sollten die Lehrer der Religion der Liebe lieblos und verblendet genug sein, eine menschliche Behandlung der Religionspartei, aus der die ihrige selbst entstanden ist, zu widerraten oder das Volk mit widrigen Gesinnungen gegen dieselbe zu erfüllen, so sind in unseren Zeiten die Rechte des Regenten und die Verhältnisse der bürgerlichen

zu den religiösen Gesellschaften bekannt genug. Keine derselben kann mehr als freie Äußerung und vollkommenen Genuß aller bürgerlichen Rechte für ihre Glieder fordern, und so zahlreich sie auch sein mag, darf sie doch mit dem Staat nie rechten, der auch neben ihr anderen Gesellschaften gleiche Freiheiten verleiht. Ein Glück für die Menschheit und die Staaten, wenn dieser Grundsatz nie wäre vergessen worden! Ihn in Erinnerung zu bringen, wird indes hoffentlich nur selten bei den jetzigen Lehrern der bisher ausschließlich begünstigten sogenannten herrschenden Kirchen erforderlich sein, und wenn es sein sollte, wird die Weisheit der Regierung, welche wohltätige Pläne angelegt hat, in die Ausführung derselben Ernst und Nachdruck zu bringen und die heiligen Rechte der bürgerlichen Vereinigung und der nur ihr übertragenen höchsten Gewalt unverletzt zu erhalten wissen."

Von den Dichtern, die wir bisher auf dem Wege der Humanität und Toleranz gesehen, war es keinem vergönnt, auf das Leben der Nation in der neuen Zeit bewußt und kraftvoll einzuwirken. „Sie beharrten auf dem einmal betretenen Wege weit abseits von der größeren Welt der Taten und Empfindungen, die Friedrich dem deutschen Genius erschloß, bald, wie Klopstock, mit Friedrich grollend, daß er nicht ihre Pfade wandle, bald, wie Wieland, zwar lüstern nach dem Beifall des ruhmgekrönten Monarchen, aber völlig unfähig, in die neue Zeit, die dadurch für Deutschland aufging, mit voller Hingebung sich einzuleben." (Biedermann.) Nur eine Friedrich kongeniale Natur konnte in Dichtung und Denken eine Reformation und Revolution der Geister erzeugen, wie sie der große König im politischen Leben bewirkt. Dieser Geistesgewaltige war Gotthold Ephraim Lessing, 1729—1781.

Lessing sah mit seinem wahrheitsforschenden Auge, das durch den schönen Schein und die edle Gebärde zum Grunde der Dinge drang, daß die Toleranz des Philosophen von Sanssouci der Sophi-

stik nicht ganz bar war, daß sie vielleicht allzusehr ein politisches Heilmittel war, um die Gegensätze zwischen den ererbten protestantischen Ländern und den gewonnenen katholischen auszugleichen; das Humanitätsideal war auch Friedrich II. noch nicht aufgegangen. Er bestätigte zwar in seinem Generalprivilegium für die Juden von 1750 die Rechte, die schon der Große Kurfürst ihnen gewährt hatte, insbesondere die freie Ausübung ihres Kultus, aber er beschränkte zugleich die Ausbreitung der Juden in seinen Staaten, indem er den Zuzug von auswärts her an erschwerende Bedingungen knüpfte. Ja im Jahre 1752 verordnete er, daß, „sobald die Judenschaft im Lande eine gewisse Kopfzahl überschreiten würde, die geringsten und widerlichsten aus derselben, ihres bis dahin genossenen Schutzes ungeachtet, aus dem Lande geschafft, neue Judenfamilien aber unter keinem Vorwande aufgenommen werden sollten." So durfte selbst Mendelssohn, der glänzende, geachtete Schriftsteller, der Kulturpionier seines Stammes, in der Residenz des „Philosophen auf dem Throne" nur unter der Bedingung verweilen, daß er sich auf der Polizei als Kommis bei einem jüdischen Handelshause einschreiben ließ. Erst den wiederholten Bemühungen des französischen Gelehrten Marquis d'Argens gelang es, von dem sonst so aufgeklärten Monarchen die Gewährung eines persönlichen Schutzprivilegiums für Mendelssohn zu erlangen. Die Beobachtungen, die Lessing schon in Leipzig über die entwürdigende Stellung der Juden gemacht hatte, und die Vorurteile, die er in Berlin unter der Regierung des aufgeklärten Friedrich fand, erzeugten in ihm den Plan, eine allgemeine soziale Idee in poetischer Form auszudrücken. In den „Juden" wollte er „versuchen, welche Wirkung es haben würde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigt, wo es sie gar nicht vermutet." Und so wurde das Lustspiel „das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die künstliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann, da ja so viele Helden und Propheten aus ihnen hervorgegangen." Schon in den „Juden" lehrt der große

humane Dichter den Grundgedanken des „Nathan", wenn er den Baron ausrufen läßt: „Wie achtungswert wären alle Juden, wenn sie Ihnen glichen", und wenn der Jude darauf erwidert: „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften hätten."

Das Stück fand, wie zu erwarten war, viel Beachtung. Neben begeisterter Zustimmung seitens der Freunde und Verehrer Lessings begegnete es dem kritischen Zweifel derjenigen, die das sittliche Niveau im Sinne des althergebrachten tief eingewurzelten Vorurteils einschätzten. So fand der Göttinger Theologe Michaelis in seiner Besprechung in den „Gelehrten Anzeigen" nach vielen anerkennenden Worten über das Werk es trotzdem unwahrscheinlich, „daß unter einem so lange unterdrückten und verwahrlosten Volke wie die Juden ein so edles Gemüt wie der Held des Stückes sich entwickeln könne". Dieser Ausspruch veranlaßte Mendelssohn zu einem Entrüstungsbrief an Dr. Gumperz. Lessing nahm den Brief in die „Theatralische Bibliothek" auf und sandte ihn mit dieser an Michaelis, wobei er sich als den Freund und Bewunderer des jüdischen Autodidakten bekennt, in dem er „einen zweiten Spinoza" voraussieht.

Der Brief lautete: „Mit welcher Stirn kann ein Mensch, der noch ein Gefühl von Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? — Eine Nation, aus welcher, wie der Verfasser der „Juden" sich ausdrückt, alle Propheten und die größten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch begründet, welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ist er unbegründet, welche Schande für ihn! . . . Man fahre nur fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glücklichen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung der Welt aus. — Nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen suche man uns nicht abzusprechen! Sollte diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen

sein? Diese Leute denken, der christlichen Religion einen großen Vorschub zu tun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man, um sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte! . . . Wie? soll es unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüt sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgeteilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!"

Man wird es verstehen, daß Lessing zu dem Zweifel des Göttinger Rezensenten selbst das Wort ergriff. In der „Theatralischen Bibliothek" bemerkt er zu der Äußerung von Michaelis: „Bei den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Teil der Juden angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich, da fast das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge gibt als andere Lebensarten," folgendes: „Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschaffenen und edlen Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eigenen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er gibt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzt und die Notwendigkeit an, in welcher es sich befindet, bloß und allein von der Handlung zu leben. Es sei. Folgt aber also nicht notwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, sobald die Umstände sie zu verursachen, aufhören? Wann hören sie aber auf, dieses zu tun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sich ein Jude imstande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen und sich

nicht gezwungen sieht, durch die Vorteile eines kleinen, nichtswürdigen Handelns ein elendes Leben zu unterhalten. Was ist aber mehr hierzu erfordert, als Reichtum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichtums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beides bei dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich, er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche. Ich lasse ihn auf Reisen sein, ja ich setze ihn sogar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuten könnte, er liest und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichtum, bessere Erfahrung und ein aufgeklärter Verstand nur bei einem Juden keine Wirkung haben könnten, so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurteil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe, ein Vorurteil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann und die Juden nicht nur zu rohen Menschen macht, sondern sie in der Tat weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurteil nun bei meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen oder großmütig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus: noch alsdann, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter ein sehr seltener sein. Und wenn das Seltene bloß das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. —

Ich bin schon allmählich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben ebensowohl wegfallen, als sie in meinem Spiel wegfallen? Freilich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift." Mit demselben Eifer, mit dem

Lessing in den „Juden“ die Sache der Geschmähten und Unterdrückten führt, hat er in der „Rettung des Cardanus“ gezeigt, daß der Vorwurf, den man Cardan gemacht hatte, er habe in dem 11. seiner Bücher de subtilitate bei der Vergleichung der vier Hauptreligionen die christliche Religion schlechter als die übrigen behandelt, ungerechtfertigt sei. Wir führen nur eine kurze Stelle aus der gehaltvollen Schrift an: „Ich behaupte, Cardan sei mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren als mit der christlichen, die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt und mit noch schlechteren widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurteil zu sein, um hierin mit mir übereinzukommen. Ich will von der heidnischen nichts und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drei den Vorwurf machen, daß Gott nicht dasjenige könne gefallen haben, was er habe untergehen lassen. Ist sie denn untergegangen, die jüdische Religion? Wie, wenn ihr jetziger Zustand nichts als eine verlängerte babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommen dieses Frommen wieder in ihr Erbteil zu führen, nur darum sich so häufen und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlicheren Glanze zur Beschämung ihrer Unterdrücker an den Tag zu geben. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben, unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wenn er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unseren Feinden verschlungen sein? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt und unseren Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöscht haben? In alle Winkel der Welt zerstreut und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt sind wir noch ebendie, die wir vor tausend und viel mehr Jahren gewesen sind. Erkenne seine Hand oder nenne uns ein zweites Volk, das dem Elend so unüberwindliche Kräfte entgegengesetzt und bei allen Trübsalen

den Gott anbetet, von dem diese Trübsale kommen, ihn nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit Gütern überschüttete . . ."

Aus der Weltanschauung, die Lessing sich aus Arbeit und Kampf errungen, reiften die köstlichsten Früchte seines Wirkens im Dienste der Menschlichkeit, „drei Humanitätsblätter auf einem Stempel", wie Erich Schmidt es bezeichnet: „Nathan der Weise", „Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer." und „Die Erziehung des Menschengeschlechts". „Wo immer verschiedene Bekenntnisse aufeinanderstoßen, nachbarlich ihren Göttern Altäre bauen und religiöse Eigenart mit Waffen weltlicher Macht oder innerer Kräfte des Geistes und Gemütes zur Geltung bringen, muß alsbald eine Vergleichung des Trennenden und des Gemeinsamen Platz greifen. Dann werden fremde Heiligtümer zugunsten des Alleinseligmachenden umgestürzt, oder man lernt im Hinblick auf einen anderen Glauben und die sichtliche Gnade, den achtungswerten Wandel seiner Anhänger, die Evidenz des eigenen preisgeben, um sich entweder zu unterwerfen oder außerhalb konfessioneller Schranken im Bund einer freieren Andacht und im Zweifel an jedem Glaubensmonopol das Heil zu suchen." In diesem trefflichen Ideengang Erich Schmidts finden wir die Genesis für Lessings „Nathangesinnung". Die geoffenbarten Religionen sind Lessing alle gleich wahr und gleich falsch: gleich wahr, indem sie die Vernunftwahrheiten der natürlichen Religion in sich schließen, welche die Menschen durch die Offenbarung früher erhalten haben, als sie sie durch eigene Vernunft gefunden haben würden; gleich falsch, insofern sie, als fertige, übernatürliche Wahrheit geglaubt, die notwendige Ausbildung der offenbarten Wahrheiten zu Vernunftwahrheiten hindern, ruhig, träge und stolz machen und die Betätigung der Liebe und Toleranz stören. Lessing wollte in seinem Vorwort zum „Nathan" „dem christlichen Pöbel" dartun, daß von altersher unter allerlei Völkern gute Menschen ohne positive Religion gelebt hätten, und daß die geschichtliche Betrachtung der Kreuzzüge ihn zu solchen Juden und Mohammedanern geführt habe.

Wenn die geplante Vorrede auch nicht erschien, so leuchtete doch aus dem Ausrufe Nathans: „Möchte doch die ganze Welt uns hören", Lessings Absicht einer Botschaft an die Menschheit hervor. Diese Botschaft klingt nach herrlichen Ideengängen voll Weisheit und Kraft in die Mahnung aus:

„Es eifre jeder seiner unbestochenen,
von Vorurteilen freien Liebe nach."

Lessing-Nathans Menschenideal ist, „Hypsistarier" zu sein, d. h. jene Höhe freier Geister zu erklimmen, auf der über den Konfessionen der Mensch aufrichtig und wahr gewertet wird als Mensch: „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?" so spricht — wir fügen dieses Zeugnis aus fernerer Zeit ein, weil es in dem Seelengemälde der Aufklärung nicht fehlen darf — in reiner Nathangesinnung der Dichterfürst, als er die Summe aller Weisheit im „Faust" gezogen hatte: „Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten. Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber habe ich treulich durchgeführt und von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren."

Lessings geistesgewaltige Kritik der Zeitereignisse und literarischen Erscheinungen, wie wir sie besonders in den „Theologischen Streitschriften" ausgeprägt finden, macht im „Nathan" einer durch die Poesie verklärten Art der Verfechtung religiöser Duldsamkeit und Denkfreiheit Platz und erhöht dadurch die Wirkung seiner humanen

Absichten. So war Lessing selbst davon überzeugt, „die Theologen aller geoffenbarten Religionen würden innerlich auf den „Nathan" schimpfen, doch, dawider sich öffentlich zu erklären, würden sie wohl bleiben lassen." „Die sanfte Moral der Duldung und Liebe, welche vom Anfang bis zum Ende dieses Drama durchweht, wie wenig sie auch nach dem Geschmack verfolgungssüchtiger orthodoxer Zeloten sein mochte, hatte etwas so Erhabenes, so Ergreifendes und Überzeugendes, und der Gegensatz selbst gegen die Ansprüche der positiven Religionen auf alleinseligmachende Autorität war so zart und schonend behandelt, daß ein offener Widerspruch dagegen kaum möglich schien." (Biedermann.) Die erhebende Wirkung des Dramas hat sich bis auf unsere Zeit betätigt und die dichterische Anerkennung des Verfassers selbst bei denen, die die Tendenz des Stückes nicht ganz zu billigen vermögen, fest begründet.

In der „Erziehung des Menschengeschlechts" scheint Lessing die Wiederannäherung an das Positive, Dogmatische im Christentume zu erstreben, deshalb konnte die Meinung aufkommen, die „Erziehung", wie auch eine andere Schrift Lessings „Das Christentum der Vernunft" bildeten einen schwer erklärbaren Gegensatz zum „Nathan". Dieser Gegensatz wird aber aufgehoben, wenn man bedenkt, daß die Schriftsätze der „Erziehung" auf eine Religion der reinen Sittlichkeit, die weder mit jüdischen noch mit spezifisch christlichen Dogmen etwas zu tun hat, vielmehr sich über beide erhebt, hinweisen. Damit kehrt Lessing auch hier schließlich doch wieder zu jenem erhabenen Gedanken zurück, den er in seinen anderen Schriften, vor allem in seinem „Nathan" so warm und überzeugend gepredigt, „daß nur die Tugend um der Tugend willen, zumal die höchste aller Tugenden, die Liebe, die reine, uneigennützige milde Menschenliebe, das Alpha und Omega echten Menschtums auf der Erde, also auch die höchste, ja die allein wahre Gottesverehrung und Religion sei." (Auf „Ernst und Falk" gehen wir bei dem Kapitel „Freimaurerei" ein.)

Als unser Geistesheros am 15. Februar 1781 starb, da „ge=

schah es zum erstenmal, daß Deutschland auf den Sarg eines freien Schriftstellers Ehren des Nationaldanks häufte.

„Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibniz ward geboren,
Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb.“

so dichtete Gleim.

Mendelssohn schrieb auf die Nachricht von Lessings Tode an Karl Lessing: „Fontenelle sagt von Copernicus, er machte sein System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: Er schrieb „Nathan den Weisen“ und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebensosehr über „Nathan“ hervorragte als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unserm sinnlichen Auge völlig entzieht, und dieses tat er da. Nun stehen wir da wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand.“

Am tiefsten aber traf Herder die Nachricht vom Tode des großen Erweckers. „Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat, es ist als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen und der dunkle, wolkige Himmel bliebe,“ so klagt er in einem Briefe an Gleim. Und dann ergreift der Mann, der „so viele Proben von Gläubigkeit gegeben hat,“ der hohe Geistliche, obgleich seiner Stellung nach dem Stande derer angehörend, denen „zum Possen“ Lessing den „Nathan“ geschrieben hatte, in einem Aufsatz im „Teutschen „Merkur“ das Wort zu einer begeisterten Würdigung der „Menschheit“ des großen Schriftstellers. Zum ersten Male bekennt sich Herder rückhaltlos zu der freien und großen Denkweise des verstorbenen Freundes. „Was ich sage,“ so schreibt er darüber am 27. Oktober 1781 an Eichhorn, „ist schreiende Wahrheit. Ich hasse die feige Heuchelei oder Altweiberklugheit unter dem

Gewande meines Standes; denn sie schadet entsetzlich und macht zuletzt alles Heilige in der Welt unzuverlässig und verächtlich."

Und nun redet er: „Ich bin auch ein Theologe, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen als irgend jemandem."

Er ruft seine theologischen Brüder auf, ihre Zunftvorurteile fahren zu lassen und sich der Religion in freier, allgemeinverständlicher, streitloser Weise anzunehmen. Der Schluß des Herderschen „Denkmals" ist eine begeisterte Apostrophe an den „edlen Wahrheitssucher, Wahrheitskenner, Wahrheitsverfechter": „Wo bist du nun, was siehest, was erblickst Du jetzt? Dein erster Blick, da Du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdennebels hinwegwarfst, in welch anderem, höherem Lichte zeigte er Dir alles, was Du hienieden sahst und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier Dein Blick, Dein strenges Geschäft, Dein Studium, Dein Leben. Augen und Herz suchtest Du immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohltätig sein will oder sein kann, am meisten Deinem Amt und Beruf nach der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von früh auf am menschlichen Sehnen lag. Dies Ungeheuer und seine ganze fürchterliche Brut gingst Du wie ein Held an und hast Deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in Deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldener, ewiger Güte und Schönheit werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie Du der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, selbst wo sie ihnen im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo Du irrtest, wo Dich Dein Scharfsinn und Dein immer

tätiger lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo Du ein Mensch warst, warst Du es gewiß nicht gern und strebtest immer, ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden."

Trotz dieses begeisterten Hymnus auf den Verfasser des „Nathan" finden wir Herder der „Idee der Toleranz" doch nicht so rückhaltlos hingegeben wie Lessing. Wohl hatte er dem „Nathan" in nachfolgender Beurteilung seine Würdigung und Billigung gegeben. Wir werden aber sehen, daß der Apostel der Humanität als Philosoph der „Geschichte der Menschheit" seinen Idealen nicht ganz treu bleibt. Über den „Nathan" urteilt Herder: „Es ist eine dramatische Schicksalsfrage, die zu dem edelsten Zwecke gewebt ward. Ein reicher Kranz von Lehre der schönsten Art, der Menschen-, Religion- und Völkerduldung. Im Kampf aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situationen, wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten. Alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: „Ihr Völker duldet euch! Ihr Völker verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere helfet, vertraget euch, seid Menschen! Ein ewiger Denkspruch für unser Geschlecht in allen Klassen, Religionen und Völkercharakteren. Die Menschenvernunft und Menschengüte, die in diesem Drama die Stange halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit."

Herder hatte sich im Verlauf seiner literarischen Wirksamkeit den Begriff der Aufklärung zu dem der Humanität entwickelt, der ihn die „harten, dunklen, barbarischen" Jahrhunderte, die soviel Unsegen, Widersinn und Inhumanität erzeugt haben, bitter tadeln läßt. Und so ist es wohl verständlich, daß die Ideen zur „Philosophie der Geschichte" zu einer Lehre der Moral werden, die den Fortschritt zur Humanität aus naturgesetzlicher Notwendigkeit ableitet. Denn da Herder unter Humanität Vernunft und Billigkeit

versteht, erwächst im Verlauf der Entwicklung das moralische Gebot: „Der Mensch sei Mensch, er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das Beste erkennt."

Auf diesem historischen Grunde verleugnet Herder aber den Liberalismus, die menschliche Philosophie des Verfassers des „Nathan". In der siebenten „Adrastea" verlangt er in dem Abschnitt „Bekehrung der Juden", daß die großen Grundsätze der Duldung, der Freiheit, der Achtung der Menschenrechte mit den Rechten und Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens „besonnen zu vermitteln" sind.

Mit den Juden über Erfüllung oder Nichterfüllung alter Prophezeiungen zu diskutieren, erscheint auch ihm töricht — erwarten doch auch die Christen noch ein kommendes Reich der Herrlichkeit. Aber, fährt er fort, die Sache hat andere Seiten. Die Religion der Juden ist nun einmal eine historische Religion, sie ist ein Erbteil ihres Geschlechts. Nicht bloß Religionsgenossen sind die Juden, sondern sie sind zugleich ein unserem Weltteil fremdes, asiatisches, an ein altes Gesetz gebundenes Volk. Wiefern nun dieses Gesetz in unsere Staaten gehöre, ist kein Religionsdisput mehr, sondern eine einfache Staatsfrage. Jeder Staat folglich hat dieselbe für sich zu beantworten. Am wenigsten hat der Philosoph a priori darüber zu entscheiden. Da ferner die Juden seit Jahrhunderten ein bestimmtes Geschäft betreiben, so muß vollends die Diskussion über Menschenrechte zurücktreten gegen die ökonomisch-politische: wieviele von jenem fremden Volke dürfen in diesem europäischen Staat dies ihr Geschäft ohne Nachteil der Eingeborenen treiben? Unter welchen Bedingungen? In welchen Schranken? Unter welcher Aufsicht? Aus der barbarischen Behandlung der Juden in früheren Jahrhunderten hinwiederum ergibt sich eine Pflicht der christlichen Staaten, die Pflicht, die durch ehemalige Grausamkeiten verderbte Nation zu höherem Ehrgefühl zu erziehen, da denn die Verbesserung bei ehrlosen Christen angefangen werden muß, die den Ebräer mißbrauchen. Der Staat hat die Pflicht und das Recht, Fremdlingen, die er schützt,

eine Erziehung zu geben, die seinen Grundsätzen gemäß ist. Es ist eine schöne, durch so manches ausgezeichnete Beispiel gerechtfertigte Aussicht, ein so begabtes Volk der Kultur, der Wissenschaft, dem Wohl des Staates, der sie schützt, und anderen der Menschheit allgemein nützlichen Zwecken zuzuführen, sie in ihrer Denkart zu humanisieren. „Nicht durch Einräumung neuer merkantilischer Vorteile führt man sie der Ehre und Sittlichkeit zu, sie heben sich selbst dahin durch rein menschliche, wissenschaftliche und bürgerliche Verdienste. Ihr Palästina ist sodann da, wo sie leben und edel wirken, allenthalben." (Nach R. Haym.)

Es ist zu verstehen, daß Mendelssohn, der im allgemeinen einen höheren und humaneren Standpunkt einnahm als Herder, kein Verhältnis zu diesem und seinem Humanitätsprinzip gewinnen konnte, zumal er ihn auch persönlich bei einer Begegnung in Pyrmont als vorurteilsvoll empfunden hatte. Erst das „Denkmal" auf Lessing versöhnte ihn mit Herder, der in einem Schreiben an Mendelssohn vom 21. Februar 1781 (wenige Tage nach dem Tode Lessings) zugibt, daß „die Schranken seines Standes, wo er soviel tragen und schonen müsse" sie voneinander entfernt haben, „die höhere Einheit, in der sie sich auf dem Wege zur Wahrheit zusammenfinden", werde sie aber wieder zusammenführen. Und Mendelssohn, der im „Denkmal" auf Lessing ein Denkmal auf die fortgeschrittene Geistes- und Charakterbildung Herders erkennt, ist versöhnt. „Ja, Freund," so redet er ihn an, „Sie haben nunmehr den wichtigen Schritt getan, der bisher zur Abrundung Ihres ganzen Charakters gefehlt hat. Sie sehen die Menschen nicht mehr mit tadelsfrohen pädagogischen Augen an. Der Mensch samt seinen Bemühungen um die Wahrheit ist Ihnen nicht mehr bloß ein Gegenstand der Satire und der Geringschätzung. — Sie haben Ihr Herz und Ihren Geist und wo mir recht ist, Ihren Stil mit beiden in bessere Harmonie gebracht."

Der Optimismus Mendelssohns rechtfertigte sich nicht. Herder hat 20 Jahre später in dem oben mitgeteilten „Beitrag zur Judenfrage" nur mit „tadelsfrohen pädagogischen Augen" den Geist mehr

als das Herz sprechen lassen und der Idee der Toleranz, die dem Verfasser „der Briefe zur Beförderung der Humanität“ nicht fremd sein durfte, vielleicht mehr geschadet als ein erklärter Finsterling. Uns Nachgeborenen aber ist es nützlich, wiederum zu bemerken, was selbst große und überragende Geister in Befangenheit des Standes oder wissenschaftlicher Betrachtung unter Humanität begreifen.

Entschiedener und innerlich gefestigter tritt Schiller, der Dichter der Freiheit und der ewigen Menschenrechte, auf den Plan, um seinen gewaltigen Ideen literarisch Geltung zu verschaffen. Schon als 22jähriger Jüngling findet er in den „Räubern“ kraftvolle, noch nie vernommene Worte gegen die drückende Unfreiheit in Staat, Kirche und Gesellschaft. Der Drang nach Freiheit, der Haß gegen alle Unwahrheit und Heuchelei fand Widerhall in tausend Gemütern. Wo waren je die „Niederträchtigen“ so gegeißelt worden, die „den Schuhputzer belecken, daß er sie vertrete bei Ihro Gnaden, und dem armen Schelmen hudeln, den sie nicht fürchten?“ Wo war die pfäffische Heuchelei so niedergeschmettert worden wie in Karls Worten in der Szene im Walde: „Da donnern sie Sanftmut und Duldung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Blinden von ihren Türen hinweg! — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Abhub der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Fasten. Ihr wähnt, mit diesem erbärmlichen Gaukelspiel demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Toren doch den Allwissenden nennt. Ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde gegen den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat.“

Volltönend aber klingt die Weise des Eiferers gegen jede Unfreiheit und des Apostels der Gedankenfreiheit in „Don Carlos“. Das Motiv zu seinem Werke ist ein polemisches, wie er es in seinem

Schreiben an Reinwald ausspricht: „Ich will es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein „Carlos“ dadurch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“

Carlos und Posa werden zu Trägern der Schillerschen Ideen von Freiheit und Menschenglück. Der Marquis erscheint als der Vertreter eines höheren Elements, dem sein Gestalter jenes bedeutsame Wort in den Mund legt, das zum Losungswort der Weisesten und Besten geworden ist: „Geben Sie Gedankenfreiheit“.

Es ist zu bedauern, daß in der späteren Bearbeitung jene Worte Posas fehlen, die zeigen, wie ernst es ihm mit seiner Forderung an den König war. Die Stelle lautete:

„Spricht so
Der große Mensch, vielleicht der einzige, den
die Geisterseuche seiner Zeit verschonte,
der gegen Priesterblitze
und eines Königs schlaue Heiligkeit
und eines Volkes andächtigen Kampf die Rechte
der unterdrückten Menschheit geltend machte?
So fliehe denn aus dem Gebiet der Christen
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
bekehre dich zu frommer Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur,
geh unter, freies Flandern.“

Allen Bestrebungen geistlicher und weltlicher Inquisitoren gegenüber, deren Motto lautet: „Vor dem Glauben gilt keine Stimme der Natur. Lieber der Verwesung gesammelt als der Freiheit“, wird das Drama zu einem Hohenlied der Menschenwürde, des Rechtes und der Freiheit, das des Dichters Wunsch Ausdruck verlieh: „Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, wärmere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes, der Nebel der Bar-

barei, des finsteren Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Tage."

Die Nacht wich dem siegenden Tage auch in der deutschen Literatur, als Goethe, der Dichterheros, sie mit unvergänglichen Werken bereicherte, als seine erhabenen Ideen dem Leben der Nation neue Impulse gaben, die ein Zurückfallen in eine Epoche finsterer Beschränktheit verhüteten. Dieser „größte unter den menschlichen Menschen", der persönlich von unvergleichlicher Milde und Duldsamkeit war, wollte sich, wie es seinem hochgemuten Wesen entsprach, der Idee der Humanität, die das westliche Europa „mit immer stärkerem Wellenschlage durchrauschte", nicht verschließen. So entstand fast in denselben Monaten, in denen Lessing in Wolfenbüttel an seinem „Nathan" arbeitete, Goethes „Iphigenie", ein zweites Hohelied der Humanität. Für den Dichter ist die Anschauung, daß der Mensch unabhängig von Religion, Abstammung, Nationalität nur nach seinem inneren Werte geschätzt werde, „Lebensatem". „Mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals, Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Macchiavell," so ruft der jugendliche Goethe aus. Aus dieser Gesinnung, der er sein Leben lang treu bleibt, entsteht sein Wunsch: „Möge doch die bekannte Erzählung von den Ringen glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. M ö g e z u g l e i c h d a s d a r i n a u s g e s p r o c h e n e g ö t t l i c h e D u l d u n g s - u n d S c h o n u n g s g e f ü h l d e r N a t i o n h e i l i g s e i n."

Das Ideal der Humanität aber erwächst dem reifen Manne und Dichter zur Forderung, a l l e n M e n s c h e n o h n e U n t e r s c h i e d w o h l z u t u n. Dieser vorurteilsfreien Liebe aber ist nur der r e i n e Mensch fähig, und darum erweitert sich für Goethe das Ideal der Humanität „von der Duldung, Verträglichkeit, vorurteilslosen Liebe zum Streben nach reiner Menschlichkeit, für die die vorurteilslose Liebe selbstverständliche Voraussetzung ist."

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut!
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

So lautete die Widmung, die Goethe in ein dem Schauspieler Krüger verehrtes Exemplar der „Iphigenie" schrieb.

Die von dem Dichter in den größten seiner Schöpfungen verkündete Idee reiner Menschlichkeit erstrahlt auch aus seiner ganzen Persönlichkeit, die als der vollkommenste Repräsentant deutscher Kunst und deutscher Art seinem Volke „das Vermächtnis hinterlassen hat, überall ein Göttliches anzuerkennen und darum allem Menschlichen, wo immer es uns begegnet, gerecht und milde zugleich Ehrfurcht zu erzeigen, denn auch der Mensch ist Gottes." Und so lehrt uns der Sänger:

Edel sei der Mensch
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Und wir verehren
Die Unsterblichen
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schafft er
Das Nützliche, Rechte.
Sei uns ein Vorbild
Jener geahnten Wesen!

Unsere Darstellung wäre unvollständig, wenn sie nicht der Gesellschaft gedächte, die in der Aufklärungszeit ihre höchste Blüte dadurch erreichte, daß fast alle bedeutenden Männer, die in diesen Blättern zu Wort gekommen sind, sich ihr anschlossen, um gebend und empfangend die Ideen, auf denen sie basiert, in Leben und Wissenschaft zur Geltung zu bringen. Es ist trotz aller Verirrung, der die Freimaurerei ausgesetzt ward, trotz aller Unvollkommenheit, die ihr auch heute noch anhaftet, unleugbar, daß keine andere Verbindung so wie sie Brüderlichkeit, Toleranz und Humanität gelehrt und betätigt hat. Die Logen wurden ein Hort der Denkfreiheit. Die Aufklärung sammelte in ihnen ihre Hilfstruppen, mit denen sie den Kampf gegen die Mächte der verschrumpften Autoritäten, die in der Wissenschaft, in der Religion, in der Kunst, im Staats- und Rechtsleben noch allenthalben herrschten, ausfocht. Die Freimaurerlogen waren die Sammelstätten, wo die edelsten Männer des Volkes am Bau des Menschheitstempels arbeiteten. Sie enthielten damals wirklich die Summe der Intelligenz, die Elite des Volkes, und davon ausgeschlossen zu sein, war selbst einem Geiste wie Goethe unerträglich. Und wenn auch Männer wie Kant und Schiller (letzterer soll nach neueren Forschungen doch Freimaurer gewesen sein) der Loge nicht beitraten, oder wie Lessing und Herder den Arbeiten ferngeblieben, so beschäftigten sie sich doch mit freimaurerischen Problemen. Die Freimaurerei wirkte befruchtend auf die ganze Kultur des 18. Jahrhunderts. Andererseits hat sie wieder Antriebe von der Literatur erhalten. Es ist also unangebracht, wenn Erich Schmidt in seinem Lessingwerk (S. 425) höhnt, es mute uns

lächerlich an, „daß unsern ersten Dichtern und Denkern ein Mann im Schurzfell die Binde vom Auge hätte lösen sollen oder (wie Schmidt sich später gemäßigter ausdrückte) „daß ihnen mehr zuteil geworden wäre, als Formen und Hüllen für Zeitgedanken, die sie selbst profan vertieften." Gewiß bedurften unsere großen Geister nicht der Freimaurerei, aber sie erhielten doch von ihr bedeutsame Anregungen. „Die ganze Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist von freimaurerischen Ideen durchtränkt und man lernt sie erst dann ganz erkennen, wenn man dem Einfluß der Freimaurerei auf die Kultur des Zeitalters der Aufklärung Rechnung trägt." (Nach Boos.)

Wie Goethe in einer Denkrede das Wesen der Freimaurerei dahin zusammengefaßt hatte, daß dieser Bund die Lebenden gleich mache, indem er sie zu vereintem Wirken rufe, deshalb jeden auf sich selbst zurückweise und sodann aufs Ganze hinleite, zu Gunsten allgemeiner Zwecke, so hatte auch Lessing die Freimaurerei begriffen. Nach unserer Darstellung der Wirksamkeit des großen Denkers bedarf es keines Beweises mehr, daß seine literarische Tätigkeit im Geiste der Freimaurerei gehalten war, daß Denkfreiheit, Toleranz und Humanität die starken Säulen waren, auf denen sein gewaltiger Geistesbau für die Ewigkeit gemauert ist. Aber auch direkt suchte Lessings forschender Sinn Geschichte, Wesen und Bedeutung der Freimaurerei zu erfassen. An dem Geheimnis des Bundes geht er in einem historischen Entwurf kühn vorbei:

„Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist nicht zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren."

Das Wesen des Bundes aber erfaßte er in folgerichtiger Ergänzung zum Nathanproblem in der Fragestellung: Sollen die Menschen einer unvermeidlichen politischen und religiösen Trennung zufolge sich ewig nur als Christen und Juden und Mohammedaner verhalten, „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern

als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten?"

So entstanden als Antwort auf seine eigene Frage die berühmten Gespräche „Ernst und Falk", die er selbst als Ontologie der Freimaurerei charakterisierte, das Tiefste und Treffendste, was je über Freimaurerei gesagt worden ist.

Der Kernpunkt der Gespräche ist die Darlegung, daß die Freimaurerei nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges sei, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft begründet ist. Das Geheimnis der Freimaurerei lasse sich nicht sagen, die Taten der Freimaurer aber zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Taten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen. Mit dieser Definition verwandelt Lessing die Freimaurerei in einen idealen Begriff. „Die Logen sollen der Humanität dienen, d. h. der Freimaurerei wird die Aufgabe zugewiesen, die Menschen zu der Höhe idealer Bildung zu führen, wo jeder Mensch gut ist und gut handelt, es also einzelner guter Taten nicht mehr bedarf." Diesen Gedanken führte Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" dann näher aus.

Die Aufgabe der Freimaurerei ist es ferner, die Trennung, welche den Menschen vom Menschen scheidet, zu überbrücken. „Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört, recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteil ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig, gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebt."

Die Freimaurerei hat das Grundgesetz aufgestellt, jeden freien,

würdigen Mann ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied des bürgerlichen Standes in den Bund aufzunehmen. Aber die **Gleichheit**, die Ernsts (Lessings) Seele „mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, mit der Hoffnung, sie endlich in Gesellschaft von Menschen atmen zu können, die über alle bürgerlichen Modifikationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachteil eines Dritten zu versündigen“, wird auch in der Freimaurerei vermißt. Auch sie verstand damals und versteht auch leider heute noch, gleich den herrschenden Gewalten im Staat und in der Gesellschaft, die Gleichheit nur in dem Sinne: „Ohne Unterschied der Religion heißt nur, ohne Unterschied der drei im Heiligen Römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen“. Der „**Menschheitsbund**“, der die Aufgabe und ganz gewiß auch die Kraft hätte, die zu unsagbarem Leid ihrer Glieder zerklüftete menschliche Gesellschaft zu einen, zerfällt auch heute noch in eine trotz äußerlicher Verbindung innerlich auseinanderstrebende **humanistische und christliche Freimaurerei!**

So bleibt also nur die Aufgabe, die Erich Schmidt in seinem Lessingwerk, das eigentliche Wesen der Freimaurerei verständnisvoll erfassend, angedeutet hat: „Die menschliche Gesellschaft durch Stärkung und Erweiterung der sinnenden und tätigen geistigen und ethischen Kräfte in den Individuen human zu erziehen und mit dieser umfassenden Humanität den notwendigen Übeln der staatlichen Ordnung abzuhelfen, das ist die neue Sonne, die als der Tag zur Rüste geht, dem Freimaurer Ernst aufsteigt. Die Pforten der großen Menschenloge sind nun aufgetan. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Lessing. In der Ferne winkt Schillers „Aesthetische Erziehung“ mit dem Versprechen, die seit den Griechen entbehrte Totalität unserer Natur wieder herzustellen und so den Staat der Not in den Staat der Vernunft zu verwandeln.“

In diesem **Staat der Vernunft** können aber auch Sinn und Blick für die Kultur des Herzens, die allem Streben und Wirken erst Bestand sicherndes Fundament verleihen und die in dem Hasten

und Jagen, Ringen und Suchen nach neuen Werten verloren gegangen sind, wiedergefunden werden. Dann wird sich auch wieder die Freimaurerei auf ihre ureigenste Aufgabe, aufklärend und versöhnend ihrer Zeit die Menschheitsbestimmung vorzurücken, besinnen. Schon haben die edelsten Vertreter der Freimaurerei in Deutschland in den letzten Jahren das Humanitätsideal vorzugsweise der akademischen Jugend zu vermitteln versucht. Hoffen wir, daß es gelingt, ein Heer freier Geister heranzubilden, die die ersehnte und notwendige Geistesfreiheit in der Nation heraufführen. Dann wird auch die Mahnung des edlen Lehrers und Apostels der Humanität aus Deutschlands großer Zeit wieder ein Echo in den Herzen der Menschen finden:

„Es eifere jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach."

Literatur.

Herrmann Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Braunschweig 1870/72. Friedrich Vieweg & Sohn.

Karl Biedermann, Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. Leipzig 1858, 1867, 1880. J. J. Weber.

G. E. Lessing, Sämtliche Schriften, herausgeg. von Karl Lachmann. Berlin 1838. Voßsche Buchhandlung.

Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Berlin 1899. Weidmann.

Briefe, die neueste Literatur betreffend. 12 Bände. Berlin 1759. Friedrich Nicolai.

Christian Wilhelm Dohm, über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin und Stettin 1781. Friedrich Nicolai.

Manasse Ben Israel, Rettung der Juden. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Moses Mendelssohn. Berlin und Stettin 1782. Friedrich Nicolai.

Moses Mendelssohn, Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum. Berlin 1783. Friedrich Maurer.

von Loen, Die einzige wahre Religion nach einem prüfenden Lehrbegriff, nebst einer Erklärung des Verfassers über die ihm angedichteten ungleichen Meinungen. Frankfurt/Leipzig 1752. Heinrich Ludwig Brönner.

R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Berlin 1880. Rudolf Gaertner.

Goethes Werke, herausgeg. von Ludwig Geiger. Berlin 1891. Grote.

Bielschowsky, Goethe, sein Leben und seine Werke. München 1906. C. H. Beck.

Heinrich Boos, Geschichte der Freimaurerei. 2. Aufl. Aarau 1906. Sauerländer & Co.

Schillers Werke, herausgeg. von Ludwig Bellermann. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Tobias Cohn, Die Aufklärungsperiode. Potsdam 1873. Gropius.

Herrmann
18. Jah
& Sohn
Karl Bied
sellige Z
J. J. W
G. E. Lessi
mann.
Erich Schm
Schrifte
Briefe, die
Friedri
Christian
der Ju
Manasse
lischen
sohn.
Moses Me
und Fr
von Loen,
Lehrbeg
ihm an
1752.
R. Haym,
1880.
Goethes W
Grote.
Bielschow
1906.
Heinrich
1906.
Schillers
zig un
Tobias
Gropiu

